

487040

Wlad

Zeitschrift für die Kultur
der Ostdeutschen

JAHRG. III, NR. 10 / II. FEBRUAR-HEFT 1921

BCU Cluj / Central University Library Cluj

INHALT:

ST. v. HANNENHEIM DER AUFSTIEG. ROMAN
DR. VICTOR ROTH DER GEGENWÄRTIGE STAND
UNSERER KUNSTGESCHICHTSFORSCHUNG
UND IHRE WEITEREN AUFGABEN
DR. FRANZ LANG FRIEDRICH SCHULER VON LIBLOY
EGON HAJEK DIE VERGESSENHEIT AM DASEIN
POLITIK UND VOLKSWIRTSCHAFT | KULTURFRAGEN
THEATER, MUSIK UND VORTRAGSWESEN | VEREINE
MITTEILUNGEN DER SCHRIFTFÜHRUNG

KUNSTBEILAGEN: HANS HERMANN: ZWEI BILDNISSE

BEI W. KRAFFT HERMANNSTADT

Herausgegeben von der Modernen Bücherei

„Ostland“

Zeitschrift für
die Kultur der
Ostdeutschen



Herausgegeben von der:
Modernen Bücherei
Geleitet von Dr. R. Csáki

„Ostland“ erscheint monatl. zweimal
und ist zu beziehen durch
alle Buchhandlungen, Zeitungsverschleiffe und
durch den Verlag W. Krafft in Hermannstadt
Preis: Dauerbezug L 4.50, Einzelverkauf L 5



Hans Hermann

Bildnis: Karl Bernhard.

Ostland

Zeitschrift für die Kultur der Ostdeutschen

Jahrgang III, Nr. 10 — Zweites Februarheft — 1921

Der Aufstieg

Roman von St. v. Hannenheim

(Fortsetzung.)

Die Birken kletterten, indem sie spärlicher wurden, noch rascher mit ihren schlanken, matt-weißen Stämmen den Berg hinan; ihre Blätter flimmerten dabei leicht, indem sie an den zierlichen Ästen zitterten. An einer Stelle, wo die Art sich Raum geschaffen hatte, blickte das Dorf zu Runz und Maud über Baumsrümpfe herauf; seine Häuschen, die von einem Bache getrennt und durch Brücken wieder verbunden wurden, schienen greifbar nah zu sein.

— Dort ist unser Haus, sagte der Redakteur, indem er hinunterzeigte.

— Sibt dort nicht Ihre Frau? fragte Maud.

— Kann sein.

— Warum ist sie nicht mitgekommen? Ich kann ihr Verhalten in den letzten Tagen nicht mehr ganz verstehen.

Runz klang diese Frage wie die eines Inquisitors und als wenn sie sich nicht nur auf den heutigen Nachmittag beziehen würde. Als Antwort für Maud und für sich selber machte der Redakteur eine Geste, die ausdrücken wollte: „Wer kann das wissen? Diese ewige Trennung ist nun einmal das Verhängnis des ehelichen Zusammenlebens“ . . .

Schon im nächsten Augenblicke sprach Maud in harmlosem Plaudertone über

alltägliche Dinge. Runz dagegen fühlte, daß ihre einfachen Worte in ihm weiter wirkten und daß, je mehr er den Berg erklimmte, das Leid in ihm selber höher stieg.

— Walda muß über unsere unvereinbaren Gegensätze Maud gegenüber ihr Herz ausgeschüttet haben, dachte er. Denn selbst wenn die Frauen sich untereinander nicht verstehen, sie finden sich immer wieder, wenn es gilt, gegen den Mann, den Erbfeind, zu sprechen und zu handeln.

Und er durchmaß schweigend den engen Weg, hinter Maud, bis sie in eine weite Lichtung trafen.

— Hier können wir ein wenig rasten, sagte sie.

Die beiden setzten sich auf eine Bank, die sich an eine Felswand lehnte. Von hier aus blickten sie über einen umfangreichen Talkessel hinweg in die weite Ebene hinaus. Am Horizonte schimmerten matt und verschwommen einige weiße Flecken unter den ermattenden Strahlen der Spätnachmittagsonne.

— Das ist die Stadt, sagte Runz, wobei er mit großer Handbewegung die Linie des Horizontes zeichnete.

— Ein nettes Bild! rief Maud aus. Wie malerisch sie über die Ebene sich erhebt!

Er verbesserte sie.

— Sie wollen sagen: wie präventiös sie aus dem Sumpfe ragt, in dem sie versinken macht, was bloß ein wenig die Flügel heben will.

— Es gibt doch nichts Einfacheres als sich aus diesem Sumpf herauszureißen: eine Fahrkarte zweiter Klasse genügt dazu.

Es war als ob er ihre Worte überhörte.

— Sehen Sie dort die Redaktion, den dunkeln Punkt? fragte er.

— Ich sehe nur eine weiße Masse.

— Ich sehe auch die Redaktion... den dunkeln Punkt meines Lebens.

— Sie können die Redaktion unmöglich sehen!

— Doch, doch, ich sehe sie genau. Ich habe sie stets vor Augen und sei sie ganz und gar in Sumpf und Nacht getaucht... Ich sehe sogar die alte Redaktion, den allerdunkelsten Punkt... obwohl sie ganz und gar zu Schutt und Moder zusammengefallen ist...

Maud entgegnete ruhig:

— Aber ich war ja auch dort, in der neuen Redaktion, will ich sagen. Und ich muß gestehen: sie hat mich erfrischt, fast gehoben.

Er lenkte ein und schlug eine fast scherzhafte Tonart an.

— Das war nur ein Anfang. Da sieht man immer alles voll von Rosen... Aber mit der Zeit hören die Rosen auf...

Er rief mit Leidenschaft aus:

— Jedenfalls wäre ich viel weiter, hätte ich nicht in den besten Jahren meines Lebens am „Fortschritt“ den Chef gespielt und posiert... viel weiter und viel höher...

— Jedenfalls nicht hier, Herr Redakteur.

Er sah Maud an. Alles, was sie einwandte, war so eindringlich, dabei so durchdringend, so wenig theatralisch, oder

vortrefflich gespielt. Und es konnte eine Lehre sein selber nicht aus dem Taft zu fallen.

— Sie haben recht, entgegnete er mit besonderer Betonung. Jedenfalls nicht hier.

Und seine weiteren Worte klangen fast so, als ob er sich entschuldigen wollte.

— Ich übertreibe ein wenig, so oft ich direkt oder indirekt meine wahren, innersten Gefühle zum Ausdruck bringe. Dergleichen kommt übrigens sehr selten vor; Sie können es mir glauben, Maud. Ich möchte aber an Sie die Frage stellen: Haben Sie niemals in qualvollen Augenblicken das gebieterische Bedürfnis empfunden, all das aus Ihrem Leben zu streichen, herauszureißen, in dem Sie den Ursprung Ihrer Leiden und die Hemmnisse Ihres ganzen Daseins sehen? Haben Sie sich noch nie gesagt: Wenn ich noch einmal zurückkehren könnte, an den Wendepunkt meines Lebens, um all die Irrtümer zu vermeiden, die nunmehr nicht mehr gut zu machen sind...

Sie entgegnete fest und bestimmt:

— Nein, Herr Redakteur. Ich möchte nichts aus meinem Leben streichen, nicht einmal das Häßlichste von allem... Alles, was ich getan und gelitten, alles, was ich nach der Ansicht der Leute „verbrochen“ habe, all das gehört zu meinem Leben; es ist und bleibt mein Eigentum.

Er betrachtete Maud mit großen Augen, die sich jetzt erst zu öffnen schienen, er betrachtete sie verblüfft und beschämt.

Und doch fühlte er wieder nach Augenblicken der Erleichterung Wermut in Hirn und Herz — jenes schwere Gift, das nur dann einen Ausweg aus dem Körper findet, wenn es alles im Leben, sogar sich selber, verkleinern und beschmutzen kann. So wollte er fortfahren über die Enttäuschungen, die Erfolglosigkeit, die Leere, die Nichtigkeit des Lebens und seines Lebens zu sprechen —

eines Lebens voll von Arbeit... Da stürzte, völlig unerwartet, wie eine Naturgewalt, Lur aus einem Gebüsch auf seinen Herrn los. Der Redakteur erhob sich. Es war als wolle er diesem Übermaß von Glück und Freude ebenso wie der stillen vorwurfsvollen Frage ausweichen, die er in den Augen des Tieres las: Wie war es möglich mich nicht mitzunehmen?

— Gehen wir, sagte Runz, den Weg, den Lur uns führen wird.

Das Tier verschwand bald darauf, mit derselben Unbändigkeit, mit der es erschienen war, hinter einer Gruppe von Bäumen, über denen der Rauch einer menschlichen Wohnung in Wellenlinien langsam zu den Wolken stieg. Maud und Runz erhoben sich und folgten ihm.

Sie sahen bald durch das Laub ein Blechkreuz blinken, das einen Holzturm krönte. Eine kleine Glocke glänzte durch das Fenster. Bald darauf wurde das Holzdach sichtbar, das den Turm trug. Schließlich traten die Bretterwände der Waldkapelle aus dem Gehölz hervor.

Eine junge Bäuerin ging an den Beiden vorbei. Die niedergeschlagenen Augen blickten in den Korb, den sie im Arm hielt.

— Das ist eine Gläubige, sagte der Redakteur. Sie hat dem Einsiedler alles hergegeben, was sie besitzt: Eier, Käse, Butter und was sonst sein Herz begehrt.

Innerhalb der Umfriedigung der Waldkapelle lag eine andere Bäuerin vor einer schwarzen Ziege, die sie melkte, auf den Knien. Das härtige Tier sah die Ankommenden mit großen, glanzlosen Augen an, wie ein Idiot, der gelehrt erscheinen will und der Verehrung fordert.

— Dort haben Sie noch eine Gläubige, sagte Runz. Sie schlägt das Kreuz, so oft sie die Hände frei bekommen kann. Aber sehen Sie, Maud, was dort, unweit der Kapelle in der Hütte sich be-

wegt... Ah, endlich sind wir doch in meinem eigentlichen Gebiete, dem der befreienden Satyre angelangt...

Und er zeigte auf eine Lehmhütte, die mit ihrem Schindeldach und ihren kleinen, aber vergitterten Fenstern jetzt erst durch das Auftreten ihres Bewohners in die Erscheinung trat.

Ein Mann mit langem schwarzem Bart, schwarzer Kopfbedeckung und schwarzen Stiefeln war in der Türe erschienen. Nun trat er mit selbstbewußtem Schritt, wie ein Theaterkönig, gemessen, berechnend aus der Wohnung, die vorhin die junge Frau verlassen hatte. Er ging auf die Kirche zu, wobei er seinen Kittel, um ihn nicht zu beschmutzen, mit einer gewissen Koketterie bis zu den Knien in die Höhe hob.

— Ist das der Einsiedler? fragte Maud.

— Unverkennbar... Allerdings ein Einsiedler, der sich oft von seinen Gästen bewirten läßt... Sehen Sie sich den Mann genauer an... Sein etwas unsauberer Äußere verleih ihm einen undefinierbaren, mystischen Reiz, es gibt ihm etwas faunartiges, übersinnliches, fast bestialisches innerhalb des Waldfriedens und seines schwarzen Gewandes... Und all das trägt in nicht geringem Maße dazu bei, daß dieser Einsiedler wie ein Dämon die Frauen in seine Nähe, in seine Neke lockt und saßiniert... Ich spreche von den Frauen des Dorfes und dessen Umgebung und nur von den wahrhaft Gläubigen natürlich.

Sie hörten Gemurmel, das aus dem Innern der Waldkapelle drang.

— Treten wir näher, sagte Maud. Dieser Ort ist recht stimmungsvoll und für eine kleine, stille Andacht wie geschaffen.

Runz fuhr fort:

— Es ist interessant, wie die Ansichten über diesen Menschen auseinander-

gehen. Die einen sehen in ihm einen entlaufenen Sträfling, die anderen einen verfrachten Schauspieler, die dritten einen Spion . . . Doch weil er die menschliche Schwäche auszudeuten weiß, wird er, ohne Arbeit, ohne Verdienst, wie ein Heiliger verehrt. Ist es da ein Wunder, daß er an seine Gottähnlichkeit glauben muß? . . .

— Es werden auch die Spötter nicht fehlen, Herr Redakteur.

— Für mich allerdings ist und bleibt er der düstere mittelalterliche Priester, in dem freilich viel vom Komödianten steckt, und der das Dunkel aufrechterhält, um zu herrschen. Für mich bleibt er das rote Tuch, oder vielmehr das schwarze . . . Der Fanatiker, der . . .

— Sehen Sie, Herr Redakteur, das wundervolle Gold, mit dem die Sonne den Raum überflutet . . . Treten wir ein.

— Ich verstehe nicht . . . Warum? . . .

Doch Maud war in der Waldkapelle schon verschwunden. Runz trat bis vor die Türe. Indem er nun Maud in vollständiger Versunkenheit unter einem Heiligenbilde in der Nähe des Einsiedlers knien und beten sah, sagte er zu sich selber, in einem Augenblick voll von gekränkter Eigenliebe, Zorn und Eifersucht:

— Komödianten unter sich . . .

Maud trat nach wenigen Minuten wieder heraus. Ihre Augen hatten jenen unbestimmten Glanz, der aus der Ferne kommt. Ihre Stimme klang anders als zuvor. Dies steigerte noch den Ärger des Redakteurs und er rief aus:

— Wenn man nicht mehr wirken kann, mit der Gewalt einer Idee, einer Sache, dann versucht man es noch mit dem Bluff . . . so oft der Zwang versagt . . . So ist es allenthalben auf der Welt . . . dem Welttheater . . .

Er erschreckte selber über die Härte, über die Gehässigkeit, die er in seine Worte hineingelegt hatte und die, kam ihm vor, in der Stille, der Harmonie des

Waldes nicht verflingen wollten. Maud schwieg eine Weile, dann sagte sie mit Nachdruck:

— Es gibt Dinge, die man nicht vom hohen Roß der Redaktionsstube betrachten kann, das nämlich, was heilig ist . . . Für mich, Herr Redakteur, ist es zweierlei: die Religion und vor allem meine Kunst . . .

Sie setzten ihren Weg schweigend fort und traten nach wenigen Minuten aus dem Gehölz auf das Plateau des Berges. Maud setzte sich auf einen Stein.

Runz blickte an ihr vorbei, über bewaldete Abhänge in das Tal hinaus als suche er etwas auf dem Wege, den sie zurückgelegt hatten. Lur, der in der Nähe der beiden auf seinen Hinterpfoten saß, verfolgte alle Bewegungen, alle Blicke mit einer Aufmerksamkeit, daß man hätte sagen können, er suche mit.

Die Augen des Redakteurs blieben indessen bei ihrem weiten Rundgang auf Maud haften, auf ihrem Profil, das in die Ferne blickte, als suche er auch etwas, was unwiderbringlich verloren gegangen war. Ihre geringste Geste hatte für ihn beim eigentümlichen Licht und der Stille des Abends etwas fast Übernatürliches, Unheimliches und doch Beruhigendes zugleich.

Er sah wie Maud eine blaue Feldblume pflückte, die in ihrer Nähe scheinbar bloß darauf gewartet hatte. Eine Zeitlang betrachtete sie die feinen Gewebe des Pflänzchens. Dann sah sie zu Runz auf und streckte ihm die Blume hin.

— Hier, Herr Redakteur, sagte sie, für die vielen Rosen, mit denen Sie mich seinerzeit überschüttet haben.

Ihre wenigen Worte und die Geste dazu gaben ihm das Gefühl, als schließen sich Teile seiner Seele, die gewaltsam auseinandergerissen worden waren, die sich verloren, lange gesucht und nun wieder gefunden hatten.

Er betrachtete Maud abermals. Sie erschien ihm überlebensgroß, auf dem Stein, auf dem sie saß, einem enormen Stein, ähnlich dem eines Hühnengrabes — im ungeheueren Rahmen von Himmel und Erde.

Sie erhob sich. Sie zeigte in die Ferne und sprach wieder in anderem Tone, als wären die Worte von vorhin ohne Bedeutung gewesen.

— Sehen Sie, wie die Sonne dort untergeht, wie matt sie glänzt. Es scheint, als klammere sie sich an den Bäumen an, bevor sie in die Tiefe sinkt . . .

Er wollte sprechen. Er mußte es. Seine Stimme bebte. Es war jenes Beben, das alles begehrt, das Ferne, Unendliche, sowie das Nahe, eng Begrenzte. Er konnte bloß einige banale Worte des Dankes aus sich herausbringen und fühlte doch dabei, daß er damit mehr gesagt hatte als mit allen wohlgefeilten Phrasen seines Lebens.

Einen Augenblick lang sah sie ihn an, einen Augenblick, der ihm eine Ewigkeit erschien. Er fühlte dabei, daß ein elektrischer Strom vom Kopf durch den Körper in den Boden ging, ihn erzittern, erschauern ließ, wie ein Dämon, der gebieterisch Verehrung fordert.

Da mahnte Maud schon zum Aufbruch.

— Es beginnt dunkel zu werden, Herr Redakteur. Wir müssen gehen, sonst verlieren wir uns.

Der Einsiedler war hinter den schwarzen Fenstern seiner Hütte verschwunden. Bloß eine Quelle murmelte unermüdlich und anspruchlos. Da rief Runz aus, in der Hoffnung, Maud zum Stillstand zu bewegen und dabei selber verweilen zu können.

— Hören Sie, Maud, er betet noch immer; er betet wirklich.

Sie eilte indessen weiter.

— Selbst wenn er beten sollte, Herr

Redakteur, sagte sie gutmütig, wäre es nicht für Sie . . .

Nach einigen Minuten waren sie wieder bei der großen Lichtung angelangt. Runz blieb stehen; er suchte am Horizont die weißen Flecken, die im Dunkel verschwunden waren.

— Sehen Sie dort die Redaktion? fragte er. Sie hatte doch einen gewissen Charm, einen unbestimmten Glanz . . .

Maud hatte nur ungern Halt gemacht.

— Ich sehe nichts als einen dunkeln Punkt.

— Ich sehe einen weißen Schimmer wie Wetterleuchten.

Und er fügte hinzu:

— Es ist der Widerschein Ihres kurzen Aufenthaltes in der Redaktion.

Sie warf ungläubig ein:

— Spotten Sie noch immer?

Und sie nahm ihren Schritt in beschleunigtem Tempo wieder auf. Indem sie hastig den steinigen Weg in seinen Windungen hinuntereilte, hinunterglitt, schien sie Runz zu fliehen. Und mit ihr, kam ihm vor, floh, entglitt, entwand sich sein Leben unaufhaltsam — sein Leben, mit dem er bisher so oft wie mit einem übermächtigen, unerbittlichen, oft unfauberen Gesellen ebenso erbittert wie erfolglos hatte ringen müssen.

Da machte Maud auf dem Plateau des Naturtheaters selber Halt.

— Hier können wir ein wenig rasten, sagte sie.

Er sprach in mildem, fast weichem Tone:

— Maud, ich habe Sie vorhin nicht kränken wollen, dort oben, auf der Höhe . . . Meine Worte, die spöttisch klangen, waren die Worte all der Menschen, die nicht verehren können . . .

— Sie haben in der Erregung gesprochen, Herr Redakteur, ich kenne das . . .

Er fuhr fort:

— Auch ich habe meinen Gott... meine... Gottheit... gehabt... die ich mir selber habe schaffen müssen und die ich dann wieder selbst zerstört, in schmerzlichen Stunden, in frevelhafter Weise aus mir herausgerissen habe... Seither war es freilich oft leer um mich herum... leer... leergebrannt...

— Wir müssen nun aber wirklich nach Hause gehen, Herr Redakteur.

— Noch einen einzigen Augenblick, ich beschwöre Sie, Maud. Ich habe mich vorhin auch dem Theater gegenüber hart gezeigt. Deklamieren Sie einige Verse, damit ich nun Ihre Kunst bewundern muß.

— Ich bin aber wirklich nicht für das Naturtheater.

— Man fühlt sich doch hier so groß und frei...

— Ich fühle mich beengt... Ich brauche, um frei zu sein, ein geschlossenes Theater... Ich brauche echte Kulissen, Rampenlicht und einen Souffleurkasten dazu... Es ist nicht nötig, daß jemand drinnen sitzt, doch der Kasten muß vorhanden sein, weil er nun einmal zum Theater gehört...

— Sie haben dafür das dankbarste Publikum vor sich, das man sich denken kann...

— Vielleicht. Aber ich brauche Theaterlicht, Theaterlust, Schminke, eine tausendköpfige Menge, die aus dem Halbdunkel des Zuschauerraumes auf die Bühne starrt, mit verglasten Augen... und die man atmen hört... Außerdem brauche ich Blumen, nicht Feldblumen, wie sie mich hier umgeben, sondern Rosen, rote, gelbe Rosen, die frisch geschnitten sind und die ein ganzes Zimmer füllen. Dann erst atme ich selber. Ja, ja, Herr Redakteur, fügte sie in schelmischem Tone hinzu, wir Komödianten sind nun einmal so...

Kunz hatte atemlos zugehört, auf seinen Stof gestützt.

— Nur weiter, Maud...

— Was weiter?

— Spüren Sie denn nicht, daß Sie schon spielen, daß Sie sich selber spielen, daß dabei alles vereint ist, Jugend, Grazie, Natur, Kunst und... Religion, wenn Sie es so haben wollen... und daß Ihre Blicke soviel Mysterium, soviel Verheißung enthalten...

Sie dankte mit einer leichten Verbeugung und mit jenem diskreten Lächeln, das auf die Zuschauer oft noch mehr Wirkung ausübt als das Spiel... Sie wiederholte die Verbeugung vor den Tannen ihr gegenüber, vor den Birken rechts und links und vor den paar Bänken die unter den Bäumen der Besucher harrten.

— Noch einige Verse, Maud. Ihr Spiel gibt mir die Illusion der Ewigkeit mit einem Nichts...

Maud dachte einige Sekunden nach, machte eine leichte Geste und sprach mit leiser, melodischer Stimme, die dem Sphärengefang gleichkommen wollte, die aus der Ferne zu kommen schien.

„Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis. Das Unzulängliche, hier wird's Ereignis. Das Unbeschreibliche ist hier getan. Das ewig Weibliche zieht uns hinan...“

Nach diesen Worten verließ sie eilig das Plateau, sie verschwand hinter den Bäumen, wie hinter Kulissen, gleichsam um so den Applaus zu entfesseln, indem sie ihn scheinbar floh.

Als sie einen Steg zu passieren hatte, reichte sie Runz ihre Hand, um ans andere Ufer zu gelangen. Hier angekommen, wollte er die Hand küssen. Maud zog sie schnell zurück.

— Wir müssen uns beeilen, Herr Redakteur. Was wird Ihre Frau sonst von uns denken?...

Als Runz und Maud die Dorfstraße passierten, hielten die Bäuerinnen, die vor

ihren Häuschen auf Holzbänken saßen, im Spinnen inne. Die Bauern, die vor den Toren standen, zogen ihre großen, schwarzen Hüte von den weißen Köpfen.

— Man bringt uns fast dieselbe Verehrung entgegen, wie dem Einstdler dort oben, sagte der Redakteur.

Er sprach indessen ohne Spott. Und hatte er bisher gleichgültig vor den Bauern an den Hut gegriffen, wie in der Stadt vor Städtern, so empfand er heute als Wohlthat jeden stillen Gruß im Dorfe.

Sie gingen am Kreuz vorbei. Runz empfand beim Anblick dieses Sinnbildes des Leidens ein Gefühl der Erhebung, des Glücks. Er fand darin einen Widerschein des Goldes wieder, das heute in den Blättern der Bäume und in den Briefen seiner Jugend geleuchtet hatte.

Als Maud und Runz in das Haus eintraten, fanden sie den Tisch der Veranda gedeckt; Blumen prangten in den Vasen und den alten Krügen, Kerzen leuchteten in allen Ecken.

— Nun, fragte Walda stolz, habe ich meine Zeit verloren?

— Wie einfach und wie geschmackvoll! rief Maud aus.

— Das ist an Walda nichts Neues, ergänzte Runz. Sie hat immer Geschmack gehabt. Sie hat allerdings nie mit einfacheren Mitteln eine intensivere Festesstimmung hervorbringen können.

Er schüttelte ihr die Hand.

— Und sie hat auch immer Verständnis für meine Schwächen gehabt. . . Wir sind doch im Grunde genommen ähnliche Naturen, trotz der kleinen Differenzen von Zeit zu Zeit. . . Wie nahe wir uns stehen, fühlen wir, so oft wir zueinander ein wenig Distanz gewonnen haben. . .

Walda lächelte. Dann aber sagte sie ernst:

— Die Festesstimmung paßt allerdings gar nicht zu dem, was sich heute nachmittag ereignet hat.

— Was hat sich denn ereignet? fragte Maud.

— Ein Unglücksfall. . . Während ihr auf die Berge geklettert seid, hat sich die arme Alte mitten im Hof den Fuß gebrochen. Sie liegt nun in ihrer Hütte, weil wir ihr diese Wohnung fortgenommen haben. Ich habe einen Arzt kommen lassen und es ist alles geschehen, was möglich war. Trotzdem weiß ich nicht, ob ich recht gehandelt habe, diese Wohnung für meine „Gäste“ festlich zu beleuchten.

Runz betrachtete von einer Truhe aus die Wohnung und die beiden Frauen darin. Und es war ihm, als hätte Maud alles erneut, die Wohnung, die Veranda, als hätte sie den Tisch gedeckt, die Blumen hingestellt, die Lichter angezündet.

(Fortsetzung folgt.)

Nachtstille

Stumm schweigt die Stadt in Nacht gehüllt,
 kaum daß noch Licht die Straßen füllt,
 ein Brunnen nur fällt in die Ruh.
 Vereinsamt Herz beginnt auch du
 dein Lied, das Tränenlied vom Leid,
 von Türmen schwingend erdenweit,
 den Schmerzensschrei nach bess'rer Zeit? —
 Sei still — und horch! Kein Laut hienieden. —
 Still — stör' ihn nicht, den schlummerfüßen Frieden!

Julius Drafer.

Der gegenwärtige Stand unserer Kunstgeschichtsforschung und ihre weiteren Aufgaben¹⁾

Von Dr. Victor Roth

In den folgenden Ausführungen handelt es sich nicht um eine Geschichte der siebenbürgisch-sächsischen Kunstgeschichtsschreibung, obwohl sechs Jahrzehnte der Arbeit auf diesem Gebiet ein solches Unternehmen rechtfertigen würden, auch nicht um eine Kritik der Forschungsergebnisse jener, die sich mit der künstlerischen Vergangenheit des deutschen Volkes in diesem Lande längere oder kürzere Zeit beschäftigt haben, noch weniger soll hier eine Bibliographie, die bereits vorhanden ist, geboten werden, vielmehr besteht die Aufgabe darin, einen Ausblick auf die Ziele zu eröffnen, die in der Überprüfung des bisher Gewonnenen und in dem Weiterbauen auf der erarbeiteten Grundlage enthalten sind.

Es bedarf wohl nicht der besonderen Hervorhebung, daß bei dem Hinweis auf „gewonnene Erkenntnisse und Ergebnisse“ diese selbst nur relativ gewertet werden wollen. Das gilt ja im allgemeinen fast von allen wissenschaftlichen Resultaten und gilt in Sonderheit von denen der siebenbürgisch-sächsischen Kunstgeschichte, deren Bearbeiter entweder den Stoff nur teilweise kannten, oder ihn erst in mühseliger Sammeltätigkeit zusammenzutragen genötigt waren, in beiden Fällen aber der grundlegenden Voruntersuchungen, der tragfähigen Fundamentierung durch Vorläufer auf diesem Gebiete so gut wie ganz entbehren mußten.

Von einer Dauer der Ergebnisse kann deshalb nur mit bescheidener Zurückhaltung die Rede sein und von einem eisernen Bestand des kunstgeschichtlichen

Zweiges der heimischen Wissenschaft zu sprechen, darf nur in beschränktem Maße gewagt werden.

Trotzdem scheint es notwendig zu sein, der Forderung: „Tue Rechnung von deinem Haushalt“, in großen Zügen Genüge zu leisten und dies deshalb, weil die Sichtung der in Betracht kommenden Kunstdenkmäler, ihre Deutung, Wertung und Einstellung in bestimmte Zeiten und stilistische Strömungen heute so weit fortgeschritten ist, daß wir mit gutem Recht und mit jener Befriedigung, die ein gut Stück des zurückgelegten Weges verleiht, im Hauptbuche dieses Faches den Abschluß vornehmen dürfen, wenn wir auch auf der Habenseite einen sehr ansehnlichen Posten auf neue Rechnung übertragen müssen. Mit den 1916 erschienenen „Siebenbürgischen Altären“ und mit den unter der Presse befindlichen „Goldschmiedewerken der ev. Landeskirche u. B. in Siebenbürgen“ ist unsere Kunstgeschichtsschreibung an einem vorläufigen Ruhepunkt angelangt, ihr Gebäude ist im Rohbau bis zur Höhe gediehen — Zubauten und Umgestaltungen werden allerdings zu folgen haben. Wenn wir von Einzelfragen absehen, die noch der Beantwortung harren, und wenn wir nicht vergessen, daß es noch eine stattliche Anzahl von Denkmälern unseres Siedlungsgebietes gibt, die der eingehenderen Untersuchung bedürfen, so kann „der Stand unserer Kunstgeschichtsforschung“ doch zusammenfassend dahin gekennzeichnet werden, daß wir uns durch den Stoff von immerhin recht ansehnlichem Umfang bis zu jener Warte hindurchgerungen haben, die das ganze Gebiet zu übersehen erlaubt. Wer sich gegenwärtig

¹⁾ Vortrag gehalten in der Hauptversammlung des Vereins für siebenbürgische Landeskunde im Juni 1920.

auf dieses Gelände der Kulturbetätigung unseres Volkes begibt, betritt kein Neuland. Er wird wohl das eine oder das andere Fleckchen genauer kennen lernen und verborgene Schönheiten oder lehrreiche Einzelheiten auffinden, aber große erdkundliche Entdeckungen wird er — um im Wilde zu bleiben — nicht mehr machen können. Die Karte mag weiter ergänzt und berichtigt werden — im großen ganzen ist sie fertig. Und wieder: Beziehungsweise gewertet dürfen wir sagen: Wir verfügen heute über eine Geschichte unserer Kunst, die in den knappsten Linien schon G. D. Deutsch in seiner Sachsen-geschichte entworfen hatte, das überkommene Erbe ist nach allen Richtungen hin gemehrt und erweitert worden. Gerade dem Verfasser aber mag es im Hinblick auf seine eigene wissenschaftliche Lebensarbeit gestattet sein, in voller Aufrichtigkeit zu bekennen, daß er den heutigen Stand unserer kunstgeschichtlichen Forschung so aufgefaßt wissen möchte, daß wir jetzt erst hoffen dürfen, es werde dem kommenden Geschlecht nach Beseitigung der Schladen und Überwindung der Unzulänglichkeiten eine den Anforderungen strengster Wissenschaftlichkeit entsprechende Darstellung der Kunstgeschichte der Siebenbürger Sachsen besichert werden.

Sobiel der einleitenden Bemerkungen. Um den Stand, die Wesenseigentümlichkeiten, die Schwächen und die Stärke, die Mängel und vielleicht auch die Vorzüge unserer Kunstgeschichtsforschung zu verstehen und ohne Voreingenommenheit zu beurteilen, ist es angebracht, die Probleme namhaft zu machen, an deren Bewältigung sich die einzelnen Arbeiter versucht haben.

Diese Probleme lassen sich nach folgenden Gesichtspunkten kennzeichnen:

1. Bearbeitung und Bekanntmachung der einzelnen Kunstwerke oder ganzer Gruppen.

2. Ergründung der Lebensumstände der bei uns tätigen Künstler.

3. Beleuchtung der Zusammenhänge der siebenbürgisch-sächsischen Kunst mit der anderer Gebiete, Untersuchung ihrer Genese und Erfassung der dabei wirksamen inneren Kräfte.

4. Sammlung der Urkunden zur Geschichte unserer künstlerischen Vergangenheit.

5. Untersuchung der künstlerischen Ideen und Formen nach Herkunft und Entwicklung.

6. Systematische Gesamtdarstellung unserer Kunstgeschichte.

Wenn wir uns fragen, welche Ergebnisse die versuchte Lösung dieser Aufgaben gezeitigt hat, so liegen die gewonnenen Erkenntnisse auf den nachstehenden Hauptlinien.

1. Die Kunst der Siebenbürger Sachsen kann in ihrem weitaus überwiegenden Teil nur als Niederschlag der von Deutscher und über die deutschen Siedlungen Oberungarns in unser Land eindringenden künstlerischen Vorwürfe, Gedanken und Formen verstanden und eingeschätzt werden. Selbst dort, wo die Zusammenhänge mit polnischen Werken außer Frage stehen, ist es deutsche Kunst, die bis in unsere Täler ihre Strahlen sendete. Was sich auf dem gesamten deutschen Kunstgebiet an Wandlungen vollzog, haben wir nicht nachhinkend, sondern gleichzeitig mit erfahren.

2. Damit ist der Versuchung, in unseren Kunstdenkmälern völkisch-sächsische Erfindungen zu erblicken, ein Riegel vorgeschoben. Wir bilden keine isolierte Kunstprovinz. Der schöpferische Anteil unseres Volkes in seiner Kunstbetätigung kann mit wenigen, allerdings bedeutenden Ausnahmen nur als bescheiden bezeichnet werden. Das Erworbene haben wir unseren Bedürfnissen angepaßt, es geistig durchdrungen und es so zu unserem Besitz

gemacht. Wir haben deshalb die Berechtigung, von einer national-persönlichen Note fast auf der ganzen Linie zu sprechen.

3. Aus dem eben genannten Grunde muß es mit aller Entschiedenheit abgelehnt werden, daß die magyarische Forschung die im sächsischen Siedlungsgebiet entstandenen Kunstwerke für die magyarische Kultur mit Beschlag belegt.

4. Neben dem deutschen Einfluß tritt der Frankreichs, Italiens und des Morgenlandes beinahe ganz in den Hintergrund. Die Kunst der Magyaren (Ezeker) und der Balkanvölker (Türken, Rumänen) hat lediglich in unserer Volkskunst deutlich erkennbare Spuren hinterlassen.

5. Auf keinem Gebiete können wir in künstlerischer Beziehung sächsische „Schulen“ nachweisen, obwohl sich mancherlei Kunstdenkmäler zu Gruppen zusammenschließen.

Diese Erkenntnisse, die sich der wissenschaftlichen Betrachtung aufdrängen mußten, mahnen uns, bescheiden zu sein. Was wir für die Kunst als eine der edelsten Verpflichtungen der Kulturbeförderung getan haben, ist, daß wir ihr aus unserer Sehnsucht nach Schönerem; aus den Bedürfnissen unserer Frömmigkeit und aus unserem Lebenswillen heraus, eine Heimstätte bereiten konnten. Daß wir solches trotz schwerer Hemmnisse und Widerstände vermochten, darf uns mit Stolz erfüllen.

Trotzdem wir demnach in künstlerischer Beziehung mit geringen, allerdings bedeutenden Ausnahmen schöpferischen Ruhm nicht in Anspruch nehmen dürfen, da wir eben die Erwerbenden und Aneignenden gewesen sind, so war es uns doch, von der Eigenart unseres Lebens getragen, vergönnt, auch eigene künstlerische Taten zu vollbringen. Zu diesen Taten rechnen wir:

1. Die zu Verteidigungszwecken erfolgte Umgestaltung des Glockenturmes

unserer romanischen Basiliken und den Ausbau des Erdgeschosses desselben zur Eingangshalle.

2. Wenn auch die befestigte Kirche nicht sächsische Erfindung ist, so bildet die systematische Vereinigung aller, zu einem über das ganze Land planmäßig verteilten Verteidigungsring eine Besonderheit, wie sie in solcher Vollendung anderswo nicht zu finden ist. Die Adelsburgen ersetzen wir durch Bauernburgen und Kirchenkastelle.

3. Mit dem Ausbau und der Verstärkung unserer Kirchenburgen ging Hand in Hand die Befestigung der Kirchen selbst mittels Umläufen, Türmen, Chorerhöhen, Pechnasen, Pech- und Schießscharten um die Wende des 15. und 16. Jahrhunderts.

4. Für eine ganze Reihe unserer Kirchen ist es charakteristisch, daß ihre romanische Uranlage gotisch umgebaut wurde, wobei die hölzerne Decke des Mittelschiffes in vielen Fällen mit einem Sternengewölbe überführt wurde, was in der Zeit von 1490—1525 geschah. Wichtig für die Datierung des sogenannten Übergangsstiles ist es, daß wir an der Mühlbacher Kirche, die unter Ludwig dem Großen ihre heutige Gestalt erhalten hat, feststellen können, daß die alte turmlose romanische Basilika zu Beginn des 13. Jahrhunderts im Übergangsstil umgeformt wurde, wobei sie ihr heutiges Kreuzgewölbe über dem Schiff, sowie den Turm bis zu den beiden obersten Stockwerken erhielt.

5. Als eine baukünstlerische Tat kann auch die „Laube“ unserer Bauernhäuser angesehen werden, mit der nach einer langen Entwicklung der aus dem Einraum-Haus entstandene dreiräumige siebenbürgisch-sächsische Bauernhaustypus vollendet erscheint.

6. Auf dem Gebiete der Bildhauerkunst ist das Reiterstandbild des heiligen

Georg in Prag für die Zeit seiner Ent-
stehung (1373) eine Höchstleistung. Seine
Meister, die beiden Brüder Georg und
Martin von Klauenburg, waren zweifellos
Sachsen. Ihrem Bildungsgang nach sind
sie nicht, wie behauptet wurde, Gold-
schmiede, sondern aller Wahrscheinlichkeit
nach Glockengießer gewesen, die sich in
französischen Werkstätten zu Bildhauern
ausgebildet hatten.

7. Unsere Goldschmiedekunst darf für
sich den Ruhm in Anspruch nehmen, vier
Techniken: Das Drahtemail, das sieben-
bürgische Maleremail, die Schnittechnik
und die getriebene Arbeit (Sebastian Hann)
mit besonderem Erfolg gepflegt, wenn
auch nicht erfunden zu haben.

Wenn wir daneben einige Einzel-
heiten aus der Geschichte unserer Kunst,
um deren Aufhellung sich die Wissen-
schaft bemüht hat, nennen wollen; so
kommt folgendes in Betracht:

1. Die Annahme, daß unsere ro-
manische Baukunst erst im 13. Jahr-
hundert begonnen habe, ist nicht mehr
aufrecht zu erhalten, da es sonst mit
Rücksicht auf die im 14. Jahrhundert
auch bei uns mit einer bewunderungs-
würdigen Kraft einsetzenden Hochgotik
nicht möglich ist, die Werke des soge-
nannten Übergangsstils chronologisch ein-
zureihen.

2. Unsere Baudenkmäler romanischen
Stils scheiden sich bei genauer Unter-
suchung in zwei Gruppen, eine ältere
und eine jüngere, welche letztere dadurch
gekennzeichnet ist, daß sich zu den rein
romanischen Grundformen, Elemente des
Übergangsstils hinzugesellen, ohne daß
dadurch die romanische Gesamtkonzeption
berührt wurde. Zu diesen Vermittlungs-
bauten gehören die Kirche in Draas und
die nur noch in ihrem Turm erhaltene
Kirche in Neustadt bei Kronstadt.

3. Die Heranziehung der Steinmeh-
zeichen zur Feststellung der Bauhütten,

denen die Gesellen und Meister unserer
gotischen Kirchen angehörten, hat die
erwarteten Ergebnisse nicht gezeitigt und
so ist es bis zur Stunde nicht gelungen,
den künstlerischen Zusammenhang unserer
gotischen Gotteshäuser mit bestimmten
Bauten in anderen Ländern festzustellen.

4. Ein beträchtlicher Teil unserer
Holzplastik und unserer Malerei im ersten
Viertel des 16. Jahrhunderts gehört dem
Werkstattkreis des alten Veit Stoß an.
Zur Erkenntnis der Tatsache, daß mehrere
seiner Söhne bei uns gearbeitet, sich hier
im Lande längere oder kürzere Zeit nieder-
gelassen haben, fügt sich die Zuweisung
der Werke an diese Stoß-Söhne.

5. Der Nachweis, daß die Altäre
des 16. Jahrhunderts auf wenige Werk-
stätten zurückgehen, darf als erbracht an-
gesehen werden. In zahlreichen Fällen ist die
Benützung von Blättern Martin Schön-
gauer's und Albrecht Dürer's offenbar.

6. Die symbolischen Reliefs auf
Glocken und Taufkesseln konnten zum
größten Teil gedeutet werden.

7. Das Rosenauerische Wandgemälde
unser Stolz, ist kaum mehr als eine Ruine.
Die Übermalung dieses, aus dem Jahre
1445 stammenden Werkes, ist durch die
Übermalung des Hermannstädter Malers
Hermann im 17. Jahrhundert geradezu
zerstört worden. Nur geringe Teile sind
unbeschädigt erhalten.

8. Durch die allerdings nicht restlos
vorgenommene Durchsicht unserer Archi-
valien und durch die Sammlung der
Meisterzeichen ist es möglich gewesen,
eine große Anzahl von Goldschmiedear-
beiten bestimmten Meistern zuzuschreiben.
Das gilt insbesondere von den Werken
der Hermannstädter Meister Hans Schwarz
und Sebastian Hann. Während Reissen-
berger, der sich zum ersten Male mit
Sebastian Hann näher beschäftigt hatte,
kaum mehr als ein halbes Duzend von
Arbeiten dieses hervorragenden Meisters

kannte, so können wir ihm heute 50 Werke zueignen.

9. Unsere Künstlergeschichte ist fortgeschritten. Wir erinnern nur an den Hermannstädter Maler Vincencius, den Bildhauer Simon, die Bildhauer Elias Nicolai, Sigmundis Möß, Elias Baumann, Veit Stof d. J.

Es ist einleuchtend, daß die gewonnenen Ergebnisse weitere Aufgaben in sich einschließen. Welches sind diese Aufgaben?

1. Überprüfung des bisher Erarbeiteten, an dem strengen Maßstabe der Wissenschaft.

2. Die Aufnahme der Grundrisse, Schnitte und Einzelheiten aller unserer Baudenkmäler von geschichtlicher Bedeutung.

3. Anlage eines kunstgeschichtlichen Urkundenbuches.

4. Anlage eines Archivs photographischer Aufnahmen auf weitester Grundlage, so daß z. B. jeder einzelne Gewölbeschlussstein, jedes gotische Fenstermaßwerk, jedes Gemälde, jeder Abendmahlskelch unseres Gebietes in dieser Sammlung gefunden werden kann.

5. Sammlung und Bearbeitung der Ornamente, wie sie in größter Reichhaltigkeit in den Stickerei- und Webereimustern, den Büchereinbänden, Beschlägen und Gravierungen vorliegen. In diesem Zusammenhange sei kurz auf die überaus reizvollen Motive der „Hemdebletcher“ hingewiesen, mit denen die Frauenhemden am Hals, unterhalb des Kragens, verziert sind.

6. Darstellung der baugeschichtlichen Entwicklung des siebenbürgisch-sächsischen Bauernhauses.

7. Sammlung und Bearbeitung der Miniaturen in Handschriften unserer Archive und Museen.

8. Die lückenlose Veröffentlichung unserer orientalischen Teppiche.

9. Bearbeitung unserer Grabsteine.

10. Feststellung unseres kunstgeschichtlichen Bestandes in einem Katalog.

11. Fortsetzung der „Mitteilungen aus dem Baron Brukenthalischen Museum“.

12. Abfassung einer Geschichte der siebenbürgisch-sächsischen Malerei unter besonderer Berücksichtigung der Zusammenhänge mit dem Ausland.

13. Veröffentlichung des „Breviarium Brukenthal“.

14. Endlich: Verarbeitung des ganzen Stoffes in einem Monumentalwerk unter Beachtung der strengsten wissenschaftlichen Anforderungen und die Schaffung eines kurz gefassten Volksbuches.

Aus dem Gesagten geht hervor, daß auch dieses Gebiet unserer Wissenschaft noch vieler Arbeit bedarf. Ihr aber dürfen wir uns nicht entziehen. Als Jungbrunnen unseres geistigen Lebens ist die Wissenschaft unentbehrlich. Sie ist Pflichterfüllung gegenüber der Weltbedeutung der deutschen Kultur. Heute arbeitet jeder Gelehrte unter bedeutend erschwerten Umständen. Die Materialbeschaffung, die Beschaffung des Stoffes der wissenschaftlichen Behelfe erfordert große Mittel. Außerdem fällt in das Gewicht, daß wir der Mithilfe der magyarischen Forscher in Zukunft entbehren werden. Von nun an stehen wir auch hier für uns allein. Aber gerade diese Vereinsamung muß uns ein Ansporn sein, den begonnenen Bau endlich zu vollenden, soweit eben wissenschaftliche Arbeit mit unseren bescheidenen Kräften überhaupt vollendet werden kann.

Der Verfasser weiß, daß er nur Selbstverständliches vorgetragen hat, daß er es aber überhaupt konnte, dazu bedürfte es einer durch mehr als zwanzig Jahre hindurch betätigten Freude und nicht erkalteten Liebe.

Friedrich Schuler von Libloy

Professor an der Universität Czernowitz 1875 — 1895

Von Dr. Franz Lang

Als Schuler von Libloy im Jahre 1875 an die neu gegründete Universität in Czernowitz berufen wurde, hatte der 48 Jahre alte Gelehrte bereits durch seine umfangreiche Tätigkeit als Lehrer der siebenbürgischen Rechtsgeschichte, des sächsischen Statutarrechtes, des protestantischen Kirchenrechtes, der Nationalökonomie an der Rechtsakademie seiner Vaterstadt Hermannstadt sowie durch zahlreiche wissenschaftliche Veröffentlichungen seinen Gelehrtenruf fest begründet.

In Czernowitz erhielt er die Lehrkanzel für deutsches Recht sowie bis zu seinem Rücktritte vom Lehramte die Vertretung für Völkerrecht und zeitweilig auch die anderer Fächer.¹⁾ Das Professorenkollegium der rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät wählte ihn zum Dekan für das erste Studienjahr. Bei der festlichen Eröffnung der Universität stand Schuler im Vordergrund. Nach der Dankrede des ersten gewählten Rektors, Dr. Tomaszuk, eines Rumänen, hielt Schuler die Festrede. Er erörterte in den Grundzügen, „von welchen Geistesströmungen das Land Bukowina mitberührt wurde, bis in das öde Gebiet seiner Buchenwälder Österreich den fernen Weg fand, hier der deutschen Wissenschaft neue Wohnstätten zu erbauen und mehrsprachigen Volkstämmen zugänglich zu machen.“ Mit begeisternden Worten pries er die Arbeit im Dienste der Wissenschaften: „Nehmt uns auf, Schwesteruniversitäten, in eure Mitte, laßt uns mit-

arbeiten an dem hehren Berufe der verbindenden und versöhnenden, der erlösenden und befruchtenden Wissenschaft! Reich und Land, Stadt und Volk der Bukowina, empfangt die neue Hochschule mit Vertrauen und mit Liebe, macht es ihr möglich, euer Opfer mit ihren Gaben zu vergelten.“

Am 4. Oktober 1878 hielt Schuler, der für das folgende Schuljahr zum Rektor gewählt worden war, die Rektoratsrede: „Über die Entwicklung der staatsbürgerlichen Freiheit in Österreich.“²⁾ 1882 feierte er sein dreißigjähriges Jubiläum als akademischer Lehrer und erhielt den Titel Regierungsrat. Das zweitemal war Schuler 1890/91 Rektor. Er hielt die Inaugurationsrede „Über wichtige Rechtsschöpfungen der Neuzeit“.³⁾

Welche Wertschätzung und Verehrung Schuler bei seinen Amtsgenossen und Schülern genoß, zeigte die Feier seines vierzigjährigen Dienstjubiläums im Jahre 1892. Die Mitglieder der Universität beglückwünschten ihn, die rechts- und staatswissenschaftliche Fakultät überreichte ihm eine kunstvoll ausgeführte Adresse und die Studentenschaft veranstaltete ihrem Lehrer zum Ausdruck ihrer Liebe und Verehrung einen Festkommers. Ende des Jahres 1895 trat er mit Rücksicht auf seine Gesundheit in den dauernden Ruhestand über und wurde mit dem Titel eines Hofrates ausgezeichnet. Er übersiedelte hierauf nach Wien. Schuler war also noch volle 20 Jahre in Czernowitz tätig. Seine literarische Tätigkeit setzte er hier fort, wenn auch sein Hauptarbeiten

¹⁾ Siehe: „Die R. k. Franz-Josefs-Universität in Czernowitz im 1. Vierteljahrshundert ihres Bestandes. Festschrift herausgegeben vom akademischen Senate. 1900 Czernowitz.“

²⁾ Czernowitz, Universitätsbuchhandlung S. Pardini, 2. Aufl. 1891

³⁾ Czernowitz, Ebenda 1890,

in die Zeit seiner Hermannstädter Lehr-
tätigkeit fallen.

Schulers Tätigkeit in öffentlichen
Angelegenheiten seines engeren Vater-
landes ist bekannt. Er war als Mitglied
des Siebenbürger Landtages 1863 und
1864 Referent des Sprachengesetzes und
des Landesbudgets und wurde 1863 in
den österreichischen Reichsrat entsendet.
Seit 1868 war er Vorstand des Hermann-
städter Gewerbevereins, der ihm vieles
verdankt. Als Vertreter auf der Welt-
ausstellung in Wien förderte er 1873 die
Industrie seiner Vaterstadt. Dieser Mann
konnte auch in Czernowitz dem öffent-
lichen Leben nicht ferne stehen, wenn er
auch nicht in den Vordergrund trat. Die
Lehre Schulers steht in engster Verbin-
dung mit dem praktischen Leben. Sie
haben einander aufs günstigste beeinflusst.

Mag die alles überholende Zeit auch

bei Schuler ihre Wirkung tun, er soll
uns doch in seiner Liebe zur Arbeit und
Wissenschaft, in seiner Treue zur Heimat
und zum Volke unergessen bleiben.

Der älteste noch jetzt an der Czer-
nowitzer Universität tätige Professor, Hof-
rat Dr. Friedrich von Kleinwächter, der
auch 1875 nach Czernowitz berufen wurde,
und zwar als ordentlicher Professor der
Nationalökonomie am baltischen Polytech-
nikum in Riga, war so gütig sich über
seinen Kollegen mit folgenden schönen
Worten zu äußern: „Von Schuler-Libloy
war der ausgesprochene Typus eines
Siebenbürger Sachsen, durch und durch
deutsch, treu und hieber und dabei eine
liebenswürdige konziliante Natur, ein
angenehmer Kollege, den Studenten ge-
genüber ein wohlwollender Professor,
der sich der wärmsten Sympathien seitens
der Studentenschaft erfreute.“

BCU Cluj / Central University Library Cluj

Alte Klänge.

Willst du alte Klänge zaubern?
Laß die alten Klänge ruhen!
Laß verwehen, laß verrauschen
deiner Seele Truggestalten,
weckst sie doch nicht mehr zum Leben,
nicht zum frohen Lenze wieder.

Alte Klänge willst du zaubern?
Fühlst du nicht das Weh im Herzen,
nicht das Leid, das böse Falten
dir ins Antlitz hat gegraben?
Ach, du scheuchst ja doch vergebens
aus dem Auge dir die Träne!

Alte Bilder, alte Briefe,
Sterbeduft vergilbter Schriften,
flücht'ge Zeichen, welke Blumen,
tote Runen, blasse Bänder,
laß sie modern, laß sie ruhen,
weckst sie doch nicht, doch nicht wieder!

Und wenn schwarze Schatten kommen,
huschend an den Wänden gleiten,
stumm an dir vorüberschreiten,
ach, so höhne sie und lache,
lache über sie und juble,
lache über Welt und Leben.

Zaub're nicht die toten Weisen
in des Alltags wüstes Lärmen,
in das Leid der fremden Tage,
in die Nacht der bangen Schmerzen,
laß sie ziehen, laß sie fliehen,
laß die alten Klänge ruhen!

Viktor Orendi-Hommenau.

Die Vergessenheit am Dasein

Ein Bruchstück zu einem Gespräch

Von Egon Hajek

Alfons (wendet sich zum Fenster und öffnet den einen Fensterflügel, um die volle Sommernacht hereinfließen zu lassen):

Benno (erregt): — zu vermeiden ist. Der Irrweg führt in ein Labyrinth, aus dem Geschlechter noch stöhnend den Ausgang suchen werden. Sobald die Wirklichkeit mit Füßen getreten wird, sobald der Wahnsinn sich in die Erlebnisse drängt und mit ihnen schaltet und waltet, hört für mich die Kunst auf.

Alfons (ruhig): Wie ist es bitter, die Dinge anzusprechen, die am besten verschwiegen werden sollen, wie schwer, ihnen Gewicht zu geben, wo unwägbarere Einheiten entscheiden.

Benno: Doch seid ihr Dichter und dazu berufen, dies auszusprechen! Das wahre Talent vermag eben das in Klarheit und Wahrheit zu erschauen und auszusprechen, was uns andern Kindern der Zeitlichkeit ewig verschlossen bleibt. Euch ist es gegeben von dem die Siegel abzulösen und an ihm zu lesen, was ihr deutlicher erschaut, als wir andern. Und doch — lächle nur, sei's aus Spott, sei's aus Freude an meiner Erregung — die Tage der Schöpfung sind noch nicht vorbei, die aus der Harmonie der Seele entquillt. Denke an Goethe, Storm, Mörike. Sie hätten Unrecht, wenn du Recht hättest.

Alfons: Nicht weil mir deine Erregung Freude macht, sondern aus Mitleid lächle ich zu deiner Rede. Sie ist die des Unwissenden, der die Weisheit in den Händen hat, des Durstenden, dem es versagt ist aus der Quelle zu trinken. Traurige Kunst, einen Dichter gegen den andern auszuspielen, als seien sie Schachfiguren ohne Lebenspuls! Doch eines will

ich dir gestehn: Alles ist gut, was kommen muß. Die Kunst unserer Tage, die stammelnde, selig-unselige, wie sie sich läppisch gebärdet und ihre verlorene Kindheit sucht, sie mußte kommen. Und eben deshalb ist sie gut. Das naturwissenschaftliche Zeitalter, da der Menscheng Geist auf Stelzen ging und sein Herz verlor oder in eine Maschine steckte, dieser verbrecherische Geist der Lüge vom Fortschritt der Kultur hat sie uns beschert. Unter den Pittigen dieses Geistes wird der Mensch ein Sammelwesen, das Individuum eine Zahl. Der in Fesseln der Gesetze geschnürte Geist unserer Eltern rächt sich an uns durch die turbulente Überwindung der Wirklichkeit.

Benno (erhebt sich und geht rastlos auf und nieder, während er in gemessener Betonung entgegnet): Hier eben sträubt sich mein gesunder Menschenverstand. Warum das? Ich gebe zu, die Triumphe der Crociris iridiflora Schur haben um nichts die Stimmung des Herbstes gefördert, es ist gleichgiltig, ob es Herbstzeitlose oder Herbstsafran heißt, aber ich lasse mir nichts vormachen, mir meine gesunden Sinne nicht täuschen, durch dies Geflunker einiger Schaumschläger.

Alfons: Sinne? Sinne? Weißt du etwas von deinen Sinnen? Sind deine Sinne nicht selbstisch? O die neue Kunst ist so alt, als Kants Ding an sich. Wie aber täuschen dich die Dinge, wenn dich Musik umspült? Eins will ich dir gestehn. Für mich gibt es zweierlei Menschen, solche, die nur sehen können, also nur ein Organ bevorzugen, und von sogenannter dichterischen „Plastik“ schwätzen, und solche, die auch mit den Ohren, ja mit allen übrigen Sinnen die Welt kosten.

Unmusikalischen bleibt dieser zweite Weg verschlossen. Denn jede Musik ist Ekstase und die Ekstase, der Urstoff des Expressionismus, der Kunst überhaupt. Darum waren die Römer unkünstlerisch, weil sie unmusikalisch waren. (Zündet sich eine neue Zigarette an. Nach längerer Unterbrechung.) Ja, heil'ger Wahnsinn in der Schöpfungstunde, nicht stilles Gottergebensein in Hemdsärmeln bei einem Glase Bier. Das ist euch lästig — Verzeihung die Anwesenden sind immer ausgenommen — das ist ihnen lästig, wenn einer sie zwingt, aufzusehen aus dem Spiegelbilde ihres kleinen Horizontes. Dann heißt es mit dem verschämt-ironischen Augenausschlag: „Ich verstehe das nicht.“ Wohl gemerkt ich, der Gescheite, ich, der ja sonst alles erzcellent versteht. Da muß doch der andre und besonders der dumme Dichter ein Narr oder Betrüger sein. Ja, Enthusiasmus, das ist ihnen gefährlich und unheimlich, wie Menschen/die an Gott glauben, um den uns unsere absolut-erakte Wissenschaft im vergangenen Jahrhundert betrogen hat. Sie sehen in der Dichtung den sanften Wonnetiegel des Reines und stoßen erschrocken über den heißen Atem eines Sprechers, in dessen Händen die Form in tausend Stücke zerschellen mußte, weil er mehr zu sagen hatte, als sie zu schweigen. Das ist eine der sieben Todsünden unseres Volkes: Der Rationalismus; mit allen Klammern ihrer Seele fetten sie sich an die Erkenntnis und bespeien alles mit Ironie, was ihnen aus dem Gebiet entweichen muß. Nicht immer ist es Neid, nein, es ist ehrliche Unfähigkeit. Aber dann kommt der Verdacht, alles müsse Betrug, Schwindel sein, weil sie selbst nur mit Hilfe des Selbstbeschwindelns poetisch sein können. Und das ist erst das Gemeine, nicht nur an der Fähigkeit, sondern an der Ehrlichkeit des Künstlers zu zweifeln, nicht offen heraus, sondern hübsch hinter-

wärts oder grad heraus — beim Kaffeehaustisch.

Benno: Du wirst doch zugeben, daß viele Betrüger unter den Dichtern spazieren gehen, sich für Dichter ausgeben und es nicht sind.

Alfons: Wenn es dem Dichter gelingt, so zu betrügen, daß er Poesie und Erlebnis vortäuscht, wer will die Grenze ziehn, wo bewußtes und unbewußtes Schwindeln sich berühren?

Benno: Dann freilich haben die Leute Recht, deren Verstand bei diesem Tanz in der Kunst nichts machen kann. Und es sind nicht die schlechtesten. Warum schmäht du unsere Naturwissenschaft? Du vermagst heute ohne ihre Entdeckungen nicht mehr zu leben; denn zurückschrauben läßt sich die Bedürfnislosigkeit in den Zustand des 10. Jahrhunderts nicht. Wärest du imstande das elektrische Licht heute zu missen? Könntest du verzichten auf die Bequemlichkeiten der Eisenbahnfahrt? Es ist ein betrübliches Zeichen für die Kinder, wenn sie die Mutter schmähen, die sie ernährt hat.

Alfons: Nicht so. Ich schmähe das Wissen nicht. Ich schmähe den Dünkel der Leute, deren Eitelkeit das Wort Montaignes nicht kennt: „La peste de l'homme, c'est l'epinion de savoir“ Die Antwort auf die Knebelung der Seele in Gesetze (was sind Gesetze mit wandelbaren Axiomen?) ist der Expressionismus. Wissen ist Notwendigkeit, aber Notwendigkeit im Dienen. Das Wissen sei sich wie ein Knecht bewußt, daß es dienen müsse, um das Ahnen zu unterstützen. Aber das andere, das ist die neue Kunst: Nicht Reaktion, sondern Wiedererwachen zu jener verlorengegangenen Erkenntnis, daß Kunst Spiel sei.

Benno: Nichts des Neuen, was du da predigst, nichts, was die stümperhafte Unkunst, das Überhandnehmen des Kretinismus in Stil und Auswahl recht-

fertigte. Das ist die Kunst der Nichtkünstler. Daran wird die neue Kunst ersticken, weil sie die Invasion der Unschädlichen und Harmlosen nicht abwehren kann.

Alfons (stüzt die Hand auf das Kinn): Wie recht sprichst du wieder und doch wie unrecht. Die Richtung ist gut, aber das Genie fehlt. Wir sind durchtränkt von Güte am Unwesentlichen und bemitleiden das Wollen eben so wie die fertig gegessene Schaumünze, die nach langem Ringen erst aus der Werkstatt des Meisters hervorging. Nur wer selbst je im Leben das Grauen an sich erfuhr, das der klägliche Mißklang zwischen erstem Entwurf und Reinschrift in jedem selbstbewußten Dichter hervorrufen muß, versteht die tödliche Hilflosigkeit des Schöpfers an seinem Werk. Denn je klarer der Künstler sein Ziel erlebt, um so mehr sprengt seine innere Anschauung die Kraft, solches darzustellen. Was litt Michelangelo unter dieser Qual des Schaffens, was leiden alle Großen. Halt — ich kenne den Sinn dieser Handbewegung, ich kenne das Lächeln, das „Goethe“ spricht. Das Menschenleben für Faust und „Faust“ doch ein Trümmersfeld. Das spricht für mich.

Aber ein ungeheures Geheimmittel haben wir, diesen Mißklang zu stillen, wir, die Dichter, wie die Maler den dreidimensionalen Raum, und in ihm die Zauber der Farbe. Wir haben das Wort. Du kennst den Augenaufschlag jener, die bei jedem unsaßbaren Ausdruck „Phrase“ schreiben, du kennst sie, deren plumper Mißlichkeitwahn hinter jedem Prunk die Bloßstellung ihrer eigenen Mittellosigkeit wittern und deshalb die Verschwendung der Worte für Ohnmacht erklären. Ich will dir einen Spruch zuflüstern, einen kurzen und tiefen, der uns, den Maulwürfen des Kunstgenusses, die der eignen Blindheit wegen die Oberfläche für schädlich halten,

viel mehr verrät; Peter Hille sagte ihn, ein großer Rhythmiker der Gedanken „Echte Dichter kennen nur eine Leidenschaft: die des Wortes. Wie die Weiber. Aber anders; ganz anders.“

In dieser Leidenschaft des Wortes findet der Dichter seine Befriedigung voll auf und der echteste völlig. Deshalb ist Hamlet das Vorbild des Dichters, der nie zur Handlung kommt, weil er die Tragödie seines Unterganges literarisch erlebt und das Wort allein ihn schon befriedigt. Deshalb ist Don Quichotte das Ideal eines dichterischen Gestalters, weil er mit starrer Überwindung der Wirklichkeit als reiner Tor der Illusion nach-eilt, bis Cervantes selbst, ihn ursprünglich zum Gespötte der Menschheit gestaltend, vor diesem edlen Märtyrer seiner eigenen Redekunst in Verehrung stille steht. Cervantes ahnte nicht, daß er mit Sancho Pansa zusammen sich in seinen Helden verliebte. So bleibt dem Dichter das Wort als Gestalter. Thomas Mann, unser bester Erzähler, sagt: „Nur das Wort macht das Leben menschenwürdig. Wortlosigkeit ist menschenunwürdig, ist inhuman.“ Wie der Maler in Linie und Pinsel während der Arbeit von seiner eigenen Geschicklichkeit immer neu ange-regt wird, wie dem Musiker während des Komponierens immer neue Gedanken zueilen, so gibt es für den Dichter nur ein Mittel, das ihn schöpferisch anregt und ihn immer von neuem anregt: das Wort.

Benn o: Du willst doch nicht sagen, daß zuerst das Wort und dann erst der Gedanke dem geheimen Tor der Seele entspringt? Wo bleiben dann die reifen Gedanken, die vom Worte losgelöst immer in jedem Gedicht stecken müssen, oder weil du mißbilligend dein Haupt schüttest, wo die Stimmungen, die jedes Gedicht enthalten muß?

Alfons: Gewiß will ich das sagen. Töricht die Rede derer, die aus einem Akt des Zurweltbringens mehrere Teilaakte schneiden wollen. Denn auch sogenannte Gedanken leben und sterben mit, ja besser von dem Wort.

Benno: Dann hätte der Blindgeborene recht, wenn er die Existenz des Akts allein aus dem Schall ableitet.

Alfons: Der Einwand ist stichhältig. Aber wieviel sehende Menschen erblicken in der Welt nicht viel mehr, als mit den Augen eines Kalbes auch gesehen werden kann. Sie gestalten an der Aufnahme der Naturerscheinungen nicht mit, sondern photographieren mit Netzhaut und Pupille die Umwelt zum Zwecke praktischer Ausbeutung. Anders der Künstler und Dichter, der wie Goethe ein Stilistieren durch das Auge, ein Mitproduzieren an den Eindrücken zutage treten lassen muß. Auch der Dichter muß also, wie jeder andre Künstler auf eine sogenannte Natürlichkeit verzichten. Auf alle Fälle ist die Naivität im Schaffen eine Utopie wie du es ja je nach Bedarf in Dehmels Betrachtung über Naivität und Genie wann immer nachlesen kannst.

Benno: Dann hätten freilich unsere heimischen Kritiker bitter Unrecht; sie hätten keine noch so leise Ahnung davon, daß Heines schönste Lieder aus dem Kopfe, nicht aus dem Herzen stammen, daß Goethe erst im zweiten, dritten bewußten Gestalter eines Gedichtes die endgiltige Form fand, daß das Verbessern die Mutter der Dichtung ist, daß — —

Alfons (macht eine Bewegung ihn zu unterbrechen).

Benno: bitte mich nicht zu unterbrechen; daß der Kabe von Poe, von Anfang bis zu Ende eine erlogene, nie erlebte Geschichte war.

Alfons: Du wirst heftig, Benno. Zu viel Ehre dem Geschlechte der Geier! Ruhig Blut! Auch in vielen unserer

heimischen Kritiker steckt im tiefsten Winkel ihrer Seele ein Ruckucksei, ein Ruckucksei von echtem Kunstempfinden, versteckt und verdeckt durch allerlei Lappen, als da sind: Behaglichkeit, Ernst, Gravität, Vernunft, Natürlichkeit, Rohheit, Unbegabung, Stolz und ein recht hübscher Lappen Neid. Nichts anders. Denn auch sie waren vielleicht in ihrem 20. Lebensjahr Dichter, aber dies Dichterkuckucksei wollte bei ihnen nicht ausfrieren, weil es vom Geiste der Phantasie nicht befruchtet war, und ihm daher die natürliche Wärme abging. Dann bedeckten sie es mit obbenannten Lappen und warten, und warten, und warten, ob es nicht vielleicht doch ausgeht und ihnen so über Nacht ein schönes großes Werk in den Schoß, pardon, aus dem Schoß fällt, unterdessen haben sie sich, nehmen wir an, dem Schachspiel ergeben und — hoffen noch immer. Aber die Zeit vergeht; sie werden wohl Meister, nie aber Dichter. Das wissen sie wohl, deshalb verstehn sie an den andern nicht, daß es auch befruchtete echte Empfindungen gibt.

Benno: Nicht alle, zur Ehre sei's vielen angerechnet, daß sie sich bemühen, das Richtige zu treffen. Sie sind wenigstens ehrlich.

Alfons: Wie sagt Shakespeare im Lear II. Akt, 2. Szene (Cornwal): — — Der kann nicht schmeicheln, der ein ehrlich grad Gemüt, spricht nur die Wahrheit! Ich kenne Burschen, die in solche Gradheit mehr Hinterlist und böse Absicht hüllen, als zwanzig harmlose untertänige Schranzen.

Benno: Darin bist du zu scharf. Eins ist aber sicher: Diese höhere Weisheit von Kunst und Dichtung wird gerade bei uns niemals Anklang finden. Aber lassen wir das, es sind bittere Wahrheiten, deren tiefster Kern nicht im Wesen des Volkes steckt.

Alfonso: Da kann nur die neue Kunst Freiheit bringen. Nicht der Dadaismus, die Stammeskunst, nicht der Pinsel der Ultras, sondern echte, sich selbst zerschellende Ausdruckskunst. Was Ausdruckskunst in der Dichtung ist? Vielleicht verstehst du mich jetzt besser. Ausdruckskunst in diesem Sinne ist Mitformung des Erschauten durch

sprachliche Steigerung. Expressionismus ist die Freude am Erleben, ist die Fassungslosigkeit gegenüber dem Wirbel der Erscheinung, ist das Jauchzen der vom Zwange der Starrheit Erlösten, ist der Ansturm der Umwelt auf den Seher.

Benno: Du willst doch nicht sagen, daß — — —

Politik und Volkswirtschaft

Politische Rundschau

Von Dr. Hans Otto Roth

Bukarest, am 4. Februar 1921.

Sämtliche rumänische Parteien vertreten heute noch den Gedanken des einheitlichen Staates. Es ist also nach ihrer Auffassung nicht zulässig, daß in den einzelnen Gebieten des Reiches verschiedene verfassungsrechtliche Grundsätze in Geltung bleiben. In Wirklichkeit leben wir augenblicklich in außergewöhnlichen Rechtsverhältnissen. Das alte Königreich besitzt eine im Jahre 1866 geschaffene Staatsverfassung, die in den Jahren 1879, 1884 und 1917 gewisse Abänderungen erfahren hat. Die gesamte Gesetzgebung Ultrumaniens ist selbstverständlich auf den in der Konstitution niedergelegten Grundsätzen aufgebaut. Ähnlich ist es in den neuen Provinzen. Ihre Gesetzgebung, die in der Auswirkung hineinreicht in die feinsten Verästelungen des politischen, sozialen, wirtschaftlichen und kulturellen Lebens, widerspiegelt ebenfalls ganz scharf gewisse Grundsätze der Staatsverfassungen der Reiche, denen sie bisher angehörten. Am klarsten erkennen wir diese eigentümlichen Rechtsverhältnisse, wenn wir die verschiedene Stellung der Kirche in Ultrumänien und den siebenbürgischen Landesteilen vor Augen halten.

Nach Artikel 21 der rumänischen Verfassung ist die griechisch-orthodoxe Kirche die „dominante“ Kirche des Staates. In den ehemals ungarischen Gebieten hingegen fehlt der Begriff der Staatskirche vollständig und wird vertreten durch den Grundsatz der vollkommenen Gleichberechtigung der verschiedenen Landeskirchen. Aus der Stellung der Gleichberechtigung und dem Grundsatz der Kirchenautonomie fließen folgerichtig eine ganze Reihe von Rechten, die der alt-rumänischen Rechtsauffassung vollkommen unbekannt sind. Würden die neuen Gebiete autonom verwaltet und regiert, so käme diesen Verschiedenheiten in der Rechtsauffassung nicht entscheidende Bedeutung zu. Weder die Karlsburger Beschlüsse noch die Vereinigungsakte Besarabiens und der Bukowina aber vertreten den Standpunkt der Länderautonomie. So muß denn in der Verfassungsfrage unter allen Umständen bald Klarheit geschaffen werden.

Wie uns bekannt ist, bestehen über die Frage der Schaffung der neuen Verfassung drei verschiedene Rechtsauffassungen. Die klarste ist die der Liberalen Partei. Sie geht aus vom Artikel 128

der Konstitution, der bestimmt, daß zur Änderung der Verfassung ein diesen Wunsch ausprechender Beschluß der beiden Häuser des Parlamentes erforderlich ist, der die sofortige Auflösung der gesetzgebenden Körperschaften und deren Neuwahl zur Folge hat. Nach dem Zusammentritt der verfassungsgebenden Versammlung hat die gewünschte Abänderung oder Neuschaffung der Konstitution unverzüglich zu geschehen. Die Liberalen erklären nun, daß die gesetzgebenden Körperschaften seit dem Zeitpunkt der Schaffung Groß-Rumäniens den Wunsch nach Verfassungsänderung nicht ausgesprochen haben und daher die Schaffung der neuen Konstitution nur Aufgabe eines zukünftigen Parlamentes sein kann. Die gegenwärtigen gesetzgebenden Körperschaften können daher nach ihrer Auffassung nur im Rahmen der altrumänischen Verfassung gesetzgeberisch tätig sein. Denselben Standpunkt vertritt die Partei General Averescu, nur mit dem Unterschied, daß sie — im Gegensatz zu den Liberalen — vorläufig überhaupt keine Konstituante einberufen will, weil die Verfassungsänderung ihrer Ansicht nach nur nach Schaffung einer Reihe neuer Gesetze, quasi als deren Essenz vorgenommen werden darf. Den dritten Standpunkt schließlich vertritt die vereinigte Opposition, am schärfsten die siebenbürgische Nationalpartei. Sie ist der Ansicht, daß das gegenwärtige Parlament als unmittelbare Rechtsnachfolgerin der ersten, unter Vorsitz Jorgas gestandenen großrumänischen gesetzgebenden Körperschaft den Charakter der Konstituante hat. Der Artikel 128 der Verfassung könne bei der Beurteilung dieser Frage nicht Berücksichtigung finden, weil die Konstitution im Zeitpunkt der Union zum Teil außer Kraft gesetzt war. Andererseits wäre es auch im Falle des Funktionierens des altrumänischen Par-

lamentes im Herbst und nach dem Herbst 1918 nur ein Rumpfparlament gewesen, daß die Bedingungen des Artikels 128 hätte erfüllen können. So folgert denn für die Opposition aus diesen Erwägungen grundsätzlich, daß die erste nach der Umbildung oder Neugründung eines Reiches zusammentretende gesetzgebende Versammlung unter allen Umständen den Charakter einer Konstituante haben muß. In einem Punkt bloß deckt sich ihre Auffassung mit der der Partei des Generals Averescu, nämlich darin, daß der Schaffung der einheitlichen neuen Verfassung unbedingt die Beschlußfassung über die dringendsten staats-, wirtschafts- und sozialpolitischen Gesetze zeitlich vorauszugehen hat. Die Anschauung der Opposition entspringt zum Teil gewiß rein sachlichen Erwägungen, zum Teil aber wohl auch taktischen Beweggründen. Der vierte Absatz des Artikels 128 bestimmt nämlich, daß die Konstituante zu ihren Beschlüssen auf jeden Fall Zweidrittelmehrheit notwendig hat. Diese Bestimmung bietet ein außerordentlich wirkungsvolles Mittel zur Bekämpfung der Regierung.

Unsere Stellung zu den drei knapp umschriebenen Rechtsauffassungen läßt sich sehr leicht klarlegen. Die Schaffung einer allgemeinen Staatsverfassung ist unserer Ansicht nach solange nicht möglich, als nicht alle Staatsbewohner eines neugegründeten Reiches in die Lage kommen, an den Arbeiten der Konstituante mit-tätig Anteil zu nehmen. Es handelt sich dabei nicht um uns Sachsen und Deutsche. Wir haben uns alle durch die Tat, ein Teil der Banater Schwaben erst kurz vor den letzten Reichstagswahlen, freiwillig auf den Boden des neuen Staates gestellt. Es handelt sich vielmehr um die 1½ Millionen Magyaren, die erst nach der im Januar erfolgten Ratifizierung des Friedensvertrages von Trianon auch de jure rumänische Staatsbürger geworden

sind. Für sie müßte ebenfalls die Möglichkeit geschaffen werden, Mitglieder in die verfassungsgebende Versammlung zu entsenden. In ähnlicher Lage, wie die Magyaren bei uns, befinden sich unsere deutschen Volksgenossen in Tschechoslowakien. Die Verfassung dieses Reiches wurde vor Ratifizierung des Friedens mit Österreich und mit Ausschluß der Deutschen geschaffen. Die Magyaren haben bis jetzt allerdings politisch vollkommene Passivität geübt. Aber man konnte vor Ratifizierung des Trianoner Friedens daraus nicht folgern, daß sie nicht am Staatsleben aktiv teilnehmen wollen. Heute ist es jedenfalls notwendig und gerecht, ihnen die Möglichkeit der Mitwirkung bei der Verfassungsänderung auf alle Fälle zu bieten. In der Beurteilung des Artikels 128 der Verfassung stimmen wir mit der Opposition vollkommen überein. Allerdings vertreten wir diese Anschauung zum Teil auch aus anderen Gründen. Wir müssen ganz allgemein die Frage aufwerfen: inwieweit haben die Bestimmungen der altrumänischen Verfassung für die Angehörigen der neuen Gebiete überhaupt bindende Kraft? Am Beispiel der Stellung der Kirche im Staat haben wir gesehen, daß der Artikel 21 für uns keinesfalls maßgebend sein kann und wir im Gegensatz zur rumänischen Konstitution selbstverständlich auch heute noch vollkommen auf der Grundlage der ungarischen Kirchengesetze stehen. Die Grenze läßt sich schwer ziehen. Nur soviel kann gesagt werden, daß bloß gewisse Bestimmungen der Verfassung auch für uns bindende Kraft haben und auch diese oft nicht in ihrer buchstäblichen Bedeutung. Grundsätzlich müssen wir jedenfalls bei der Anschauung verharren, daß zur vollen Gesetz-

mäßigkeit der Konstituante unbedingt eine Neuwahl des Parlamentes nach der erfolgten Ratifizierung des Friedens von Trianon notwendig ist. Abgesehen davon aber müssen wir vollkommen den Anschauungen der Opposition beipflichten. Am besten entsteht eine Verfassung, wenn sich ihr, der politischen Notwendigkeit folgend, Stück für Stück allmählich einfügt. Allerdings muß der Regierung dann der große Guß der neuen Konstitution im Konzept genau vorschweben. Seinen politischen Niederschlag hätte dieser allgemeine Plan in den politischen Zielen und im Programm der regierenden Partei zu finden. Ganz unannehmbar und staatsrechtlich kaum haltbar ist der Standpunkt der Regierung Averescu. Bei ihrer Anschauung könnte in Siebenbürgen und der Bukowina die Bodenreform keinesfalls durchgeführt werden. Dazu ist nur eine Konstituante berechtigt. Weder die rumänische noch die alte ungarische oder österreichische Verfassung lassen allgemeine Grundenteignung in den neuen Gebieten grundsätzlich zu. Theoretisch sehr klar und staatsrechtlich pedantisch gehen die Liberalen vor. Ihre Beweisführung aber ist rein formalistisch. Die Methode der Opposition erscheint am ehesten praktisch durchführbar. Es stellt sich ihrer Anwendung nur das eine grundsätzliche Bedenken entgegen, daß an der Schaffung der Verfassung alle Staatsbürger Anteil haben müssen. Diese Möglichkeit können in vollkommener Weise bloß neue Wahlen schaffen. Aber allem Streit der Theorien aber steht der Geist, in dem die Umbildung der Verfassung vor sich gehen wird. Noch fehlt der Mann, in dessen Willen und Macht wir gleichermaßen Vertrauen haben können.



Kulturfragen

.....

Die Regelung der Zeit (Kalender und Stunde)

Von Gustav Baron Bedeus

(Fortsetzung.)

2. 30 und 31 tägige Monate.

Wenn wir uns im obigen zu 12 Monaten im Jahre entschieden haben, dann scheint die Regelung der Monate im einzelnen weiter keinem Zweifel zu unterliegen:

Sie müßten möglichst gleich lang sein und da sie nicht gleich lang werden können, vielmehr 5, im Schaltjahr 6 Monate 31 Tage erhalten müssen, so soll der Wechsel der 30 und 31 tägigen Monate doch wenigstens absolut regelmäßig sein. Und tatsächlich macht die Zahl von (im Schaltjahr) 6 überschüssigen Tagen die denkbar regelmäßige Verteilung auf die 12 Monate möglich: Es hat eben jedes 2. (gerade) Monat 31 Tage zu erhalten. In den Gemeinjahre von bloß 365 Tagen muß freilich der 31. eines geraden Monats fortfallen. Es kann wieder kein Zweifel bestehen, daß dies nur der 31. des letzten Monats, des Dezembers, sein kann; es wäre ganz widersinnig, den wechselnden Schalttag wieder mitten ins Jahr, ja sogar mitten in ein Monat einzuschalten, wie er ja bekanntlich heute hinter den 23. Februar eingeschaltet wird. Solch wechselnde Tage gehören unzweifelhaft ans Ende des Jahres, so daß durch ihre Einschaltung, bzw. Weglassung in der jährlichen Reihe der übrigen, ständigen Tage keine unnötige Störung erfolge.

Nur dieser Vorschlag sichert die äußerste Regelmäßigkeit im Wechsel der 30 und 31 tägigen Monate; ja selbst die Halb- und Vierteljahre, sogar die Drittel- und Sechsteljahre sind im Schaltjahre einander vollkommen gleich. Mein Vorschlag ist geradezu selbstverständlich.

Nur in diesem Falle wird es für niemanden mehr eine Frage sein, welche Monate 30 und welche 31 Tage haben?

Auch Barolin sagt in seinem „100-Stunden-Tag“: „Die Reform der Monate soll ermöglichen, daß man ihre Tagesanzahl rasch, ohne nachzudenken, bestimmen könne.“ Auch er empfiehlt also, die 30 und 31 tägigen Monate wechseln zu lassen; nur schlägt er irrig vor, die ungeraden Monate zu 31 tägigen zu erklären. Ich begründete eben, warum es die geraden sein müssen: damit der alternierende Schalttag ans Ende des Jahres komme.

Man sollte es nicht für möglich halten: diese unbedingt selbstverständliche Regelung der Monate, dies Ei des Kolumbus, ist, man kann sagen, von allen Reformern vor lauter Verbesserungskunststücken nicht gefunden worden!

Alle sind, (ausgegangen vom Bestreben, die Monate „gleich“ zu machen und ihre Folge zu ordnen,) nun vom gleichen heiligen Eifer beseelt, die Quartale vollständig „gleich“ zu machen und zerstören damit das soviel Wichtigere, die Regelung der Monatsfolge. Der Umstand, daß Quartale von 91 Tagen geradeaus 13 volle Wochen umfassen, also sich nun die Möglichkeit der Übereinstimmung dieser beiden Zeiteinheiten, der Woche und des Quartals ergibt, führt sie dazu, ganz kongruente Quartale schaffen zu wollen, indem in jedem Quartale je zwei Monate 30 und eines 31 Tage haben solle. Soweit wäre ja alles richtig und gut. Nun wünschen sie aber sogar, es solle in jedem Quartal dasselbe Monat (also immer das 1., 2. oder 3.)

31 Tage haben. Mit dieser Schrulle wird der regelmäßige Wechsel der 30 und 31 tägigen Monate vollständig gestört, u. zw. einer Fixion zuliebe; denn die vier „gleichen“ Quartale sind ja doch nur eine Fixion: Es ist nicht wahr, daß sie gleich sind; daß sie alle 91 Tage haben: Eines, ja im Schaltjahr zwei haben unbedingt 92 Tage!

Die Reformen suchen aber mit Kniffen und Kunststückchen den überzähligen 365. Tag und den Schalttag als nicht vorhanden erscheinen zu lassen: Sie nennen sie „Nulltage“ oder „Neujahrs- und Sommertag“ (1. Juli), oder „Sommer-“ und „Silvestertag“ (31. Juni und 31. Dezember) und beschwören uns, sie nicht zu zählen; dann habe auch das Quartal mit dem Neujahrs- usw. Tag doch nur 91 Tage. Aber es stellt sich sehr bald heraus, daß dieser Nulltag doch nicht allein in der Welt oder im Jahr herumschwirren kann. Er muß doch dem Januar als „0ter Januar“ angeschlossen werden und nun erleben wir den sonderbaren Scherz, daß der 1. Januar der „0te Januar“, der 2. Januar der „1. Januar“ ist und daß, obwohl der Januar nur einen 30. als letzten hat, er doch (mit dem Nulltag) 31 Tage hat! Nun mit diesem naiven Schwindel ist's nichts; mit Nulltagen und Tagen, die außerhalb der Monate stehen sollen, betrügt man nur sich selbst, andere nicht! Aber die Reformen wollen die Widersinnigkeit dieser ihrer Idee der Nulltage durchaus nicht einsehen. Daß sie aber nicht durchdringen werden, das ist schließlich vom gesunden Menschenverstande vielleicht doch anzunehmen.

Eine richtige Lösung kann nur von meiner obigen These ausgehen, wonach der Schalttag unbedingt ans Ende des Jahres kommen muß, als wahrer 366. Tag. Dann muß der überschüssige 365. Tag symmetrisch ans Ende des 1. Halbjahres als 31. Juni kommen. Erhält so durch

den 365. und den Schalttag schon der Juni und im Schaltjahr der Dezember 31 Tage, dann ist es klar, daß das eine Quartalsmonat, welches 31 Tage haben soll, nicht das dritte sein darf, weil sonst der Juni und im Schaltjahr der Dezember mit dem 365. und 366. Tage 32 Tage hätten.

Wird daher nun jedes 1. oder 2. Quartalsmonat als 31 tägiges festgesetzt, so erhalten wir selbst im Schaltjahr folgende höchst unregelmäßige Folgen der 30 und 31 tägigen Monate: (Die 31 tägigen sind fett gedruckt.) Januar, Februar, März; April, Mai, Juni; Juli, August, September; Oktober, November, Dezember.

Oder: Januar, Februar, März; April, Mai, Juni; Juli, August, September; Oktober, November, Dezember. Daß dies nicht die erstrebte, überhaupt keine ideale Neuregelung ist, die die Abänderung des Kalenders allein begründen kann, ist klar. Auch nach meinem Vorschlag hat (abgesehen vom Juni und Dezember) jedes Quartal ein 31 tägiges Monat; aber es ist im 1. und 3. Quartal das zweite, im 2. und 4. Quartale das erste, was sich notwendig aus der Festlegung des 365. und 366. Tages, als 31. Juni und 31. Dezember ergibt, damit nicht einmal je zwei Monate, dann wieder nur je eines mit 31 und 30 Tagen aufeinander folgen, sondern die 30 und 31 tägigen Monate regelmäßig wechseln. Es kann also in den Quartalen, denen der 365. und 366. Tag dem Juni und Dez. (nach Barolin dem Januar und Juli) zugeschaltet wird, das 31 tägige Quartalsmonat nur das erste (bzw. dritte) sein, in den beiden anderen Quartalen muß es das zweite sein! Nur dann ist der Wechsel der 30 und 31 tägigen Monate streng regelmäßig.

Mein Vorschlag ist: Januar, Februar, März; April, Mai, Juni; Juli, August, September; Oktober, November, Dezember.

Barolins Folge: Januar, Februar, März; April, Mai, Juni; Juli, August, September; Oktober, November, Dezember.

Die regelmäßige Folge der 30 und 31 tägigen Monate ist ein unvergleichlich wichtigeres Ziel als die vorgetäuschte Kongruenz der Quartale. Es wäre aber, selbst wenn diese Kongruenz erreichbar wäre, wie wir später sehen werden, von keinem irgendwie nennenswerten Vorteil, daß in jedem Quartale immer das selbe Monat (d. h. das 1., 2. oder 3.) 30 oder 31 täglich werde, während nach meinem Antrag in je 2 Quartalen das erste und in den zwei anderen das zweite 31 täglich wird.

Diese Kongruenz der Quartale kann aber nicht erreicht werden; vielmehr haben auch nach den Vorschlägen der Reformen (im Schaltjahr) zwei Quartale noch ein 31 tägliches Monat; es sind also diese 2 Quartale auch bei ihnen mit den andern beiden nicht gleich.

Hienach müssen denn die geraden Monate (der Dezember jedoch nur im Schaltjahr) 31, die anderen 30 täglich sein!

3. Bloß 30 oder 30 und 31 tägige Monate?

Die Quadratur des Kreises nannte ich das Problem der Vereinbarung des grundsätzlich 30 tägigen Monats mit dem 365 (366) tägigen Jahr. Dies Problem spitzt sich zu obiger Frage zu; denn im wesentlichen gibt es nur diese zwei Möglichkeiten: entweder durchgängig 30 tägige Monate und nur schließlich Anfügung aller 5 (oder 6) überzähligen Tage an den Dezember oder aber gleichmäßige Aufteilung dieser Tage zu jedem 2. Monate, wobei dann der Dezember seinen Zusatztag nur im Schaltjahre erhält.

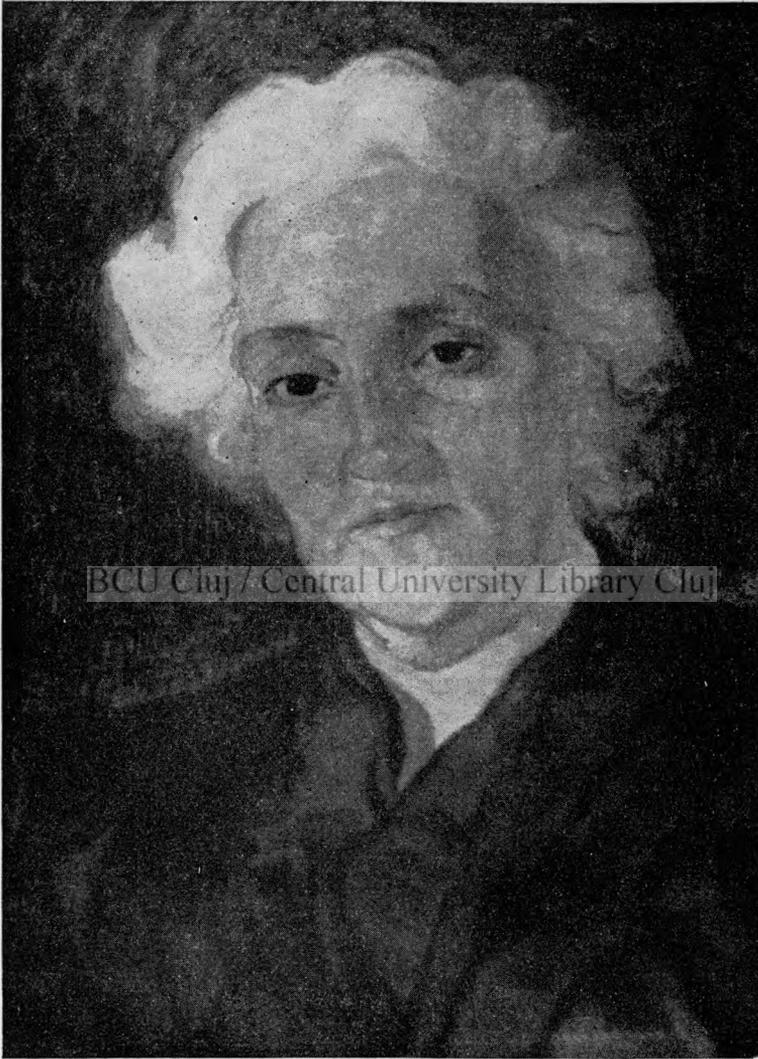
Es ist eine der wichtigsten Fragen der ganzen Kalenderreform: ob man bei den 31 tägigen Monaten verbleiben

oder zum 30 tägigen Monate übergehen und die überzähligen Tage nur am Jahreschlusse beifügen soll.

Die Vorteile der letzteren Modalität sind ganz außerordentliche:

Sie beruht auf der wunderbaren Grundzahl von 360 (Tagen), der Zahl, von der ausgehend wohl die großen Kalender-Völker der Babylonier und Chaldäer mit ihrer staunenswerten mathematischen und astronomischen Begabung ihr Segestmal-System aufstellten, das noch heute die Kreisbogeneinteilung, die Stunden- und Minutenteilung usw. beherrscht: Ist doch die Zahl 360 durch sehr viele Primzahlen und noch viele andere, nämlich durch 2, 3, 4, 5, 6, 8, 9, 10, 12, 15, 18; 20, 24, 30, 36, 40, 45, 60, 72, 90, 120 und 180 teilbar.

Darum haben auch weitaus die meisten Völker die rein 30 tägigen Monate eingeführt, indem sie von den wechselnden 29 und 30 tägigen Mondmonaten, die noch heute bei den Mohammedanern gelten, durch Ergänzung auch der ersteren zu 30 tägigen, zum Sonnenjahr übergangen; aber schon vorher war, wie erwähnt, als Übergangsstufe das Lunisolarjahr durch ein immer für mehrere Jahre geltendes Schaltmonat, wieder von rund 30 Tagen geschaffen worden, das bei den Israeliten bis heute gilt. Von den Völkern mit reinen Sonnenjahr-Kalendern haben zunächst die Babylonier die früheren je 29 und 30 tägigen Mondmonate zu sechs 60 tägigen Doppelmonaten vereint. Die Ägypter hatten nach Des Vignoles drei Jahreszeiten mit je vier Monaten von 30 tägiger Dauer; diese sind (gegenüber Ideler's Widerspruch) durch die schon in den Zeiten der Pyramiden nachweisbaren 36 Dekaden erwiesen; die 5 Zusatztage sind schon auf den Denkmälern unter König Weserkaf, mit dem die V. Dynastie beginnt, genannt.



Hans Hermann

Damenbildnis.

F. Rühnert (Osterr. Monatschrift f. d. Orient XIV) fand bei den Chinesen für die Zeit vor Nao oder vielmehr für die vorhistorischen Epochen deutliche Spuren eines 360 tägigen Jahres. In ganz Vorderasien wird schon in weit zurückliegenden Zeiten das Sonnenjahr zu 360 Tagen mit 5 angehängten Ergänzungstagen gerechnet; so bestand das altpersische Jahr aus 12 Monaten zu 30 Tagen und den 5 Zusatztagen. Die vedischen Schriften der Indier kennen überhaupt nur das 360 tägige Jahr mit 6 Jahreszeiten von je einem Doppelmonat.

Selbst bei den Zentralamerikanern stand ein 360 tägiges Jahr, in 18 Abschnitten zu 20 Tagen mit angehängten 5 nemontemi (untauglich, unheilvoll); in Yufatan: „Tage ohne Namen“ in Gebrauch. Und schließlich hatte auch der französische Revolutionskalender 12 Monate mit 30 Tagen unter Anfügung der 5, 6 überzähligen Tage am Schluß des Jahres als französischer Nationalfeiertage eingeführt. Hiernach hatte denn kein Volk der Erde, ausgenommen nur die Römer, 31 tägige Monate und sämtliche Sonnenjahre — wieder bloß außer dem julianisch-gregorianischen — sind 360 täglich mit 5, 6 Schlußtagen!

Ich kann dabei nicht unterlassen darauf hinzuweisen, wie schleuderhaft der julianische Kalender gemacht ist: Schon ursprünglich hatten statt jeden 2. Monats von den römischen 10 Monaten nur vier, und zwar sonderbarer Weise März, Mai, Juli und nun statt September Oktober, und zwar nicht 30, sondern unbegreiflicher Weise 31 Tage! Die anderen hatten 29 Tage; ja der Februar wurde gar mit 27 Tagen geschaffen. Und dies zur Zeit des Mondjahres, wo korrekt sechs Monate von 29 mit sechs 30 tägigen hätten wechseln müssen. Man sucht die Feststellung von 31 tägi-

gen Monaten mit einer Vorliebe der Römer für ungerade Zahlen zu erklären. Und was tat nun Julius Caesar? Statt Ordnung in den Wechsel wenigstens der 30 und 31 tägigen Monate zu bringen, wozu also statt des Oktobers der September 31 Tage hätte erhalten müssen, gab er auch dem Januar, August und Dezember 31 Tage, obwohl dann für den Februar erst recht nur 28 Tage blieben! Wir müssen annehmen, daß für diese Details seiner Regelung wohl andere die Schuld trifft.

Jedenfalls ist es ein unglaubliches Glückwerk.

Es erben sich Gesetz' und Rechte,
Wie eine ew'ge Krankheit fort.
Vernunft wird Unsinn, Wohlthat Plage;
Weh' Dir, daß Du ein Enkel bist!
Vom Rechte, das mit uns geboren ist,
Von dem ist, leider! nie die Frage.

Silgen wir die unglückselige Erbschaft der 31 tägigen Monate aus, die einzig und allein im römischen Kalender vorkommt und die das schöne System der zwölf 30 tägigen Monate so gänzlich stört und zerstört!

Die ganze Störung wird bei Ausschluß der 31 tägigen Monate auf ein einziges Monat, u. zw. am Jahreschlusse beschränkt, wo diese — nach den Amerikanern — Unglückstage, diese 5 (6) Epagomenen (Zusatztage) die Systematik der 360 Tage gar nicht beeinträchtigen!

Aber, indem so alle 5, 6 Tage zusammen angefügt werden, ist es nun möglich und notwendig, sie auch bei den Zahlungen für Dezember zu berücksichtigen, bei welchen ohnehin bekanntlich der Ausgleich der Monatsraten auf die Jahressumme erfolgt. Da dann diese Tage eine in Rechnung kommende Größe bilden, wirken sie nicht mehr als Fehler.

Die bisherige Ungenauigkeit, wonach man meist die 30 und 31 tägigen Monate als gleich ansah, kann in der

heutigen Zeit, die die möglichste Genauigkeit erfordert, nicht mehr aufrecht erhalten werden. Die Beamtenfamilie kann von dem Bezuge für 30 Tage nicht 31 Tage leben! Der Arbeiter darf für 31 Tage nicht nur den Lohn von 30 Tagen erhalten! So bringt der heutige Kalender mit sich, daß die Zahlungen allmonatlich sich ändern müßten! Das sind unmögliche Zustände! Gehen wir zu der neuen Regelung über: Sie bietet elf (von 12) ganz gleich lange und noch dazu Monate mit runder Zahl der Tage!

Zum Schlusse dieser Ausführungen muß noch darauf hingewiesen werden, daß der französische Revolutionskalender in der Behandlung der Zusatztage einen großen Fehler beging: Er fügte sie zuerst (ähnlich den Nulltagen!) keinem Monate an! Dies mußte wohl sehr bald berichtigt werden, dadurch, daß man sie zum letzten Monate hinzurechnete. Aber nicht so sehr hierin lag der schwere Fehler, sondern darin, daß alle fünf Zusatztage als Feiertage erklärt wurden! Und „Müßiggang ist aller Laster Anfang“ und „Nichts ist schwerer zu ertragen, als eine Reihe von schönen Tagen.“

Nun kann ich auf meine frühere Andeutung zurückkommen, wonach sich die Anhänger der absolut gleichen Quartale davon, daß selbst das 31tägige Monat jeden Quartals festgelegt werden und zwar immer dasselbe Monat (also immer das 1., 2. oder 3.) sein soll, — einen Vorteil versprechen, den ich aber als verschwindend gering bezeichnete. Diesen Vorteil findet man nämlich darin, daß man sich bei absolut gleichen Quartalen bloß die Wochentage, mit denen das 1., 2. und 3. Monat beginnt, zu merken brauche und damit schon die Anfangs-Wochentage aller Monate, nämlich auch der Monate der anderen, gleichen Quartale des Jahres innehabe. Nun, bei den 30tägigen Monaten, bei

denen jedes nächste Monat je zwei Wochentage später beginnt, braucht man ja sogar nur den Wochentag des 1. Januar zu merken; von ihm aus ergibt sich der Anfangs-Wochentag aller folgenden Monate in der Weise, daß dieser der doppeltsovielte Wochentag — von dem Wochentag des 1. Januar an gezählt, — ist, als Monate dem betreffenden Monate vorgehen; z. B. ist, wenn der 1. Januar ein Sonntag war, der 1. Mai, — da dem Mai vier Monate vorgehen, — der doppeltsovielte (also 8.) Wochentag von Sonntag ab, also Montag. Es ist kaum schwerer, nur den einen Jahresanfangs-Wochentag zu merken und die anderen Monatsanfangs-Wochentage in dieser Weise zu berechnen, als sich die ersten drei Monatsanfangs-Wochentage zu merken. Jedenfalls ist aber auch andernfalls dieser Vorteil, wie ich sagte, kaum nennenswert, um so mehr, da sich doch immer nur wenige die Wochentage in der einen oder anderen Weise berechnen werden; man wird vielmehr auch weiterhin statt dessen meist den Kalender einsehen, schon wegen der Feiertage der verschiedenen Konfessionen.

Zwei widerstreitende Prinzipien sind es, deren Eines: „Die Gleichheit der Halb- und Viertel-Jahre“ die wechselnden 30 und 31tägigen Monate, — deren Zweites: „Die Gleichheit möglichst aller Monate“ die elf 30tägigen Monate fordert. Unser Gefühl entscheidet sich für das letztere Prinzip, weil die Monate (schon ihrer Zahl nach) im praktischen Leben unvergleichlich mehr zur Anwendung kommen, also ihre Fehler und Nachteile vielfach mehr empfindlich sind, als die kleine Ungleichheit der Quartale und Halbjahre, die kaum von einem wesentlichen praktischen Belang ist, da die volle Gleichheit der Halbjahre nur im Schaltjahr, die der Quartale überhaupt nicht erreicht werden kann. (Fortsetzung folgt.)

Theater, Musik und Vortragswesen

Czernowitzer Theater- und Musikleben. Das Czernowitzer Theater hat nun drei Monate Spielzeit unter H. Popp's Leitung hinter sich und in dieser Periode dem Publikum viel Schönes und Genußreiches geboten. Die Befürchtungen, die hier seinerzeit ausgesprochen wurden, haben bisher glücklicherweise zumeist nicht zutreffen. Die Direktion hat es verstanden, durch günstige Abonnementbedingungen sich eine recht zahlreiche ständige Hörerschaft zu sichern und hat außerdem durch im Preis ermäßigte Abend- und Nachmittagsvorstellungen und durch noch billigere Schülervorstellungen auch weniger zahlungsfähigen Kreisen den Zutritt ermöglicht. Doch überwiegt im Spielplan die Operette schon jetzt in recht bedenklicher Weise, offenbar mit Rücksicht auf das Niveau des abonnierten Publikums und des Publikums der außer Abonnement stehenden Samstag- und Sonntag-Abendvorstellungen. Dieses Stammpublikum „verschont“ sie auch in weiser Rücksichtnahme von den Stücken im klassischen Stil, z. B. „Emilia Galotti“, „Wilhelm Tell“, „Die Jüdin von Toledo“, die nur zu ermäßigten Preisen geboten wurden.

Zu wünschen wäre, daß das neuere Drama mehr gepflegt würde. Ich denke da nicht gerade an „Novitäten“. Es gibt eine große Reihe bedeutender Werke aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, die noch jetzt aktuell sind und, von der tüchtigen, großen Aufgaben gewachsenen Truppe Popp's aufgeführt, ihre Wirkung tun würden. Es muß doch endlich einmal mit der Vorstellung gebrochen werden, als ob es nur zwei Kategorien deutscher Bühnenwerke gäbe: ältere Stücke literar-historischen Charakters, die man kennen muß, wenn man gebildet sein will und die man, der Schulbank entwachsen, gelegentlich wieder einmal anschaut, um die verblaßten Erinnerungen in angenehmer Art aufzufrischen und Novitäten, die man sich ansieht, weil ein oder höchstens zwei Jahr lang davon gesprochen wird und man mißsprechen will. Man gebe die älteren naturalistischen und symbolistischen Stücke von Hauptmann und Halbe, aber auch ältere Werke von ganz oder teilweise verschiedener Richtung und Kunstauffassung: Sudermann, Fuld, Wildenbruch, Anzengruber, Hesse,

bis zurück auf Hebbel. Bei manchen dieser Autoren wie Sudermann und Wildenbruch wäre es nun wohl schon möglich, der Verfehlung, in die sie seinerzeit verfallen waren und die seinerzeit vielleicht nötig war, entgegenzuarbeiten und das Wertvolle aus ihrem Lebenswerk wieder zu gewinnen.

Die Theater Saison hat bisher nur ganz wenige ernst zu nehmende neuere Stücke gebracht: Vor allem Hauptmann's „Rose Bernd“, dieses Trauerspiel, das mit so wundervoller Kraft das alte Motiv der Gefallenen, der Kindesmörderin in eine neue Zeit und in eine neue Umgebung trägt und dadurch auch neue bedeutungsvolle Motive für die Handlung gewinnt. In durchaus würdiger Weise, mit liebevoller Sorgfalt durchgeführt, bildete es sicher den Höhepunkt dieser Spielperiode. Wie Rose Bernd knüpft auch Bahr's „Querulant“ an bekannte klassische Stoffe an, an Goethes Ötz und noch mehr an Kleist's Michael Kohlhaas, nur vermeidet Bahr im Gegensatz zu Hauptmann die Projektion auf einen sozialen und rechtsphilosophischen Hintergrund und malt nur mit leichten, ironischen Federstrichen den bizarren, psychologischen Sonderfall aus. Das Stück wurde in anmutigem, untadelhaftem Zusammenspiel geboten. Kaum ernst zu nehmen, aber doch wenigstens ernst gemeint ist Wedekind's greulich-kindisches Machwerk „Der Erdgeist“, eine unbeholfene Umdichtung von Zolas Ana aus dem Pariserischen ins Berlinerische und aus der Romanform in die dramatische, hier in den „Kammerspielen“ vorgeführt, wobei mit einer Energie, die einer besseren Sache würdig gewesen wäre, alle künstlerischen Effekte aus dem Stoffe geholt wurden, die er darbieten konnte.

Daneben leichtere Ware. Von drei ganz flott geschriebenen Skizzen von R. G ö h z, zwischen denen ein anderer Zusammenhang kaum besteht, als daß sich ein Tiername im Titel anbringen ließ, daher Gesamttitel Menagerie, gestreift die erste „Der Spaß am Dach“ das Vorsehungsproblem und protestiert gegen die traditionelle Auffassung der Geistlichkeit, die anderen beiden halten sich auf dem Boden dessen, was das Theaterpublikum vor allem interessiert, Ehe- und Ehebruchsfragen, in der „Taube in der Hand“

zwar wichtig und effektiv behandelt, aber doch auf Grund gar zu gekünstelter und direkt unmöglicher Voraussetzungen, im „Hund im Hirn“, wo der weise überlegene Hahnrei dem erbärmlich schuftigen Ehebrecher schlaue die Falle stellt und kalt seine Rache genießt, mit feiner Pointe herausgearbeitet. Die „Zwangseinquartierung“ von Arnold und Bach ist ein guter Schwank, der ohne irgend welche literarische Präntentionen lustige Situationen auf die unangenehmen Zufälligkeiten des Lebens aufbaut und sich dabei durchwegs in den Schranken des Aktuellen und Möglichen hält. Das läßt sich nicht von der Posse Burg und Taufsteins „Herrschaftlicher Diener gesucht“ behaupten, die ersichtlich um einige Stufen tiefer steht, wenn sie auch durch geschickte Mache die Lachlust vielleicht noch mehr reizt. Auch kaum mehr als ein Schwank, allerdings kein so lustiger, ist eine weitere Kompagniearbeit A. Engels und H. Salmanns „Reise in die Mädchenzeit“, die gern den Anspruch erheben möchte, durch Behandlung psychologischer Probleme wie ein richtiges Lustspiel Einblicke in kitzlige Fragen des Ehelebens zu eröffnen. Alle diese Stücke haben gute Regie und vorzügliche Rollenbesetzung zur stärkstmöglichen Wirkung gebracht.

Was die Oper anbelangt, hat sich die Direktion in weiser Bescheidenheit und in richtiger Beurteilung der ihr zur Verfügung stehenden Kräfte nicht an zu schwere Aufgaben gewagt: den Evangelimann, Tiesland, Carmen, Tosca aufzuführen konnte versucht werden, wenn sorgfältiges Studium und liebevolle Vorbereitung das ersetzt, was den Sängern an stimmlichen Mitteln, dem Orchester an Fülle und Schulung abgeht. Bei Tiesland und besonders beim Evangelimann traf diese Voraussetzung auch zu, viel weniger bei Carmen.

Für die Operette reichen jedenfalls die vorhandenen Kräfte aus und mehr als das, sie sind größtenteils dafür zu schade. Wertvoll können ja Ballnacht, Rose von Stambul, Dorfmusikanten, Liebe im Schnee und andere Mosaikspiele der heutigen Operetten-Librettisten und Komponisten nur demjenigen Zuschauer sein, der sich für die Pathologie des heutigen Geschmacks interessiert. Auch einige ältere Stücke wurden gegeben, Zigeunerbaron und Boccaccio, die durch besonders einschmeichelnde, leider auch besonders abge-

brochene Themen einen Vorzug vor den neueren Erzeugnissen behaupten. Eigenkümlich ist es im Grunde, daß die alte, beliebte Form sich nicht mit neuem bedeutendem Inhalt füllen läßt. Daß sie dazu ungeeignet wäre, glaube ich nicht, es fehlt nur an dem Genie, das dies zuwege bringen und damit vielleicht eine Art wirklicher Volkskunst schaffen könnte. Hier und da sieht man ja im ersten Akt gewisse Ansätze zu einer derartigen Erneuerung z. B. Liebe im Schnee (sowie seinerzeit im Walzertraum und lachenden Chemann), aber in den beiden darauffolgenden Akten sinkt Librettist und Komponist unfehlbar in die alte alberne Routine zurück. Das Unangenehmste und Gefährlichste für ein Theater, das allen Bedürfnissen gerecht werden muß, ist, daß die Operette die Darsteller verleitet, nach Art von Varietésängern und -sängerinnen ins Publikum hinaus-, statt in die Bühne hinein- zu spielen. Denn wenn auch an der Operette selbst dadurch nichts zu verderben ist, ja sogar neckische Wirkungen dadurch zustande kommen, wirkt diese Ungezogenheit doch ansteckend und tritt gelegentlich sehr störend da zutage, wo sie gar nicht am Platz ist; man kann sie hier nicht nur sehr oft bei ausgesprochenen Operettenkräften wie Fr. Frauner und H. Göttler beobachten, sondern auch gelegentlich bei so vielseitigen Talenten wie H. Kronau und Fr. Ehre.

Herrn Kronau kommt gewiß unter den vielen ausgezeichneten Darstellern, deren sich das Czernowitzer Theater erfreut, eine Ehrenstelle zu. Bei ihm ist es besonders zu bedauern, daß er seine Tätigkeit fast ausschließlich auf Operette und Schwank beschränkt. Wer sich so glänzend in die verschiedenartigsten Rollen wie den dünnen, abligen Bürokraten Graf Ortendorff (Ballnacht), den energischen Großkaufmann Müller sen. (Rose von Stambul), den ruhebedürftigen Fabrikbesitzer Schrolbe (Zwangseinquartierung), den „Serenissimus“ Dagobert (Liebe im Schnee), den alten, philosophierenden Bauern Peterl (Dorfmusikanten) hineinlebt und daraus lebensvolle Typen schafft, wäre gewiß auch höheren und höchsten Aufgaben gewachsen. Ein ebenso vielseitiges Talent weist Herr Dr. Fünkh auf, der den rechthaberischen bäuerlichen Starrkopf im Querulanten mit unübertrefflicher Lebenswahrheit zur Darstellung bringt, aber auch als engherziger Pastor (Spaß am Pech),

als alter lebenskluger Professor (Hund im Hirn), als Wilhelm Tell, als Inquisitor und Kardinal (Sterne) Vorzügliches leistet, als Förster Flanne in Rose Bernd seinen Mann stellt und als Prologsprecher im Erdgeist seine rezitatorische Kunst voll und eindringlich entfaltet. Von den weiblichen Kräften dürfte Fr. Ehre die vielseitigste sein. Sie hat durch ihr leidenschaftlich bewegtes Spiel, das sie mit berechnender Absicht in den etwas eckigen Formen hielt, die einer schlesischen Kleinhäuslerstochter angemessen sind, die Aufführung von Rose Bernd zu einer solchen Höhe emporgetragen, daß höchstens durch vollkommenerer Beherrschung des Dialektes eine noch bessere Leistung denkbar wäre; sie spielte aber auch ganz vorzüglich die Salondame in Herrschaftlicher Diener gesucht oder die perverse Gräfin im Erdgeist.

Herr Holger bietet schwer zu Über-treffendes, wo er Richter, Redakteure und andere derartige Typen spielt, die in ihrem Auftreten etwas Weltmännisches, Sicheres oder auch Unmaßendes erfordern (Dr. Bruschian im Querulanten, Dr. Schön im Erdgeist); auch sein Streckmann in Rose Bernd war gut; andere Rollen aber, die ihm weniger liegen, verdirbt er durch zu viel Künstein und macht sie unverständlich, z. B. den Herzog in Liebe im Schnee oder den Julian Herwald in der Reise in die Mädchenzeit, den psychologisch wahrscheinlich zu machen allerdings eine recht schwierige Aufgabe sein mag. Fr. R a p p spielt recht anmutig frische, junge Mädchen und Baccische, Fr. Rhonegg mit Grazie Rollen, die eine größere oder kleinere Dosis Pikanterie erfordern: Beate (Reise in die Mädchenzeit), Alice (Tauben in der Hand); sie ist auch recht amüfant als Ungarin in der Zwangseinquartierung und macht durch ihr durchdachtes Spiel und ihre herrliche Gestalt die Erdgeist-aufführung erträglich, obwohl sie hierin trotz aller Pikanterie zu harmlos wirkt, jedenfalls harmloser als sich der Dichter die Gestalt wohl gedacht hat. Fr. Frauner hat sich einen recht niedlichen Typus von derbem, drallem Naturmädchel zurechtgemacht, den sie etwas gar zu unveränderlich in allen Schwanf- und Operettenrollen, die ihr zu-fallen — auch als Witwe Oberreitmeier in „Lang, lang ist's her“, wohl ihre Glanzrolle — festhält. Die Operette verleitet ja durch ihre ewig gleiche Blutlosigkeit der Typen dazu, eine derartige bestimmte Manier aus-

zubilden und wenn sie dem Publikum behagt zu bewahren; auch Herr Göttler hat sich für seine Rollen eine solche ebenso unnatürliche als ergötzliche Manier angeeignet, halb Rasperl, halb Dummerjungen-Typus, auch die Schule Girardis nicht verleugnend. Aber er weiß doch je nach Umständen auch etwas Variation hineinzubringen (z. B. Pausfinger in Dorfmusikanten) und er gibt auch sehr gelungen ernstere Rollen, die sich nicht gar zu weit von diesen beiden Grundtypen entfernen, nicht nur Diener wie den bei Schrolbe (Zwangseinquartierung), Staußen (Herrschaftlicher Diener gesucht), sondern auch Typen wie Herrn Tittori (Hund im Hirn), den Schneider im Evangelimann. Herr Bartelmuß wirkt als ungereister, schwärmerischer Jüngling sehr naturgetreu (der junge Mann in Spaß am Dach usw.), jedenfalls besser als Herr Massarek, der in ähnlichen Rollen auftritt und das falsche, deklamatorische Pathos vergangener Zeiten noch nicht ganz abgetreift hat; aber auch ältere Männer wie der Oberleutnant im Herrschaftlicher Diener gesucht, der Forstmeister im Querulanten gelangen ihm gut. Auch für mehr episodische Rollen hat die Direktion hervorragende Künstler zur Verfügung: für ältere Damen Fr. Maylor (z. B. Frau Flemm in Rose Bernd), für allerhand Typen von komischen älteren Männern Herr Dr. York (Straffer im Querulanten, Schigolch im Erdgeist), für die Komische Alte Fr. Paulmann (Gräfin in Herrschaftlicher Diener gesucht und besonders Aug. Kiemchen in Zwangseinquartierung), und namentlich für Männertypen, die durch Steifheit lächerlich wirken sollen, Herr Fleischmann (Sittenkommissär im Zigeunerbaron, Fürst Gerolsheim in Ballnacht, Kammerdiener im Dorfmusikanten, Bürgermeister in Liebe im Schnee).

Über die Leistungen der Sänger sei für diesmal nur einiges wenigstens angemerkt. Herr J. Guttmann hat eine sehr schöne, volle, zu Herzen dringende, aber nicht sehr ausdauernde Stimme, entschädigt aber, wenn er, wie im 2. Akt gewöhnlich, etwas heiser zu werden anfängt, durch sein hervorragendes Spiel (z. B. Carmen 4. Akt). Besonders sehenswert ist er in der Hauptrolle des Evangelimanns. Fr. Uca de Barbu, ein ständiger Gast in dieser Halbjahreszeit, findet kräftige, sympathische Töne, durch die sie z. B. im Zigeunerbaron und als Carmen (bes. 2. Akt)

entzückt; doch ist für die letztere Rolle ihr Spiel zu wenig temperamentvoll, Schauspielerisch liegen ihre Rollen wie die der Prinzessin in Liebe im Schnee besser (bes. im 1. Akt). Frä. Kattner hat eine schöne Kopfstimme, die im Zwieselfang (z. B. Marta-Tief-land, 2. Akt, Micaëla-Carmen 1. Akt) angenehmer wirkt als in Solopartien. Frä. A. Brissar erregt in ganz jugendlichen Rollen Entzücken, mehr durch ein herziges Spiel, als durch ihr anmutiges, aber etwas schwaches Organ (z. B. Nuri-Tief-land). Unter den genannten Operettendarstellern verfügen besonders Herr Krouau, Fr. Frauner, Herr Göttler über angenehme, geschulte Stimmittel.

Von den rumänischen Gastspielen war besonders das der Truppe des Herrn Manolescu dankenswert, schon deshalb, weil es dem hiesigen Publikum eine Reihe literarisch hervorragender Stücke vorführte: Ibsens Gespenster, Strindbergs Vater, Giacomettis Bürgerlichen Tod. Leider spielte sie kein einziges rumänisches Originalstück, wofür doch auch bei den hier lebenden Nichtrumänen lebhaftes Interesse vorhanden wäre. Manolescu selbst ist einer von den ganz großen Darstellern und fand auch von seiten seiner deutschen Kollegen neidlose und bewundernde Anerkennung. Was z. B. seinen Oswald betrifft, so läßt sich vielleicht darüber streiten, ob er die Intentionen Ibsens überall vollaus getroffen hat, sicher aber ist, daß so wie er ihn auffaßt, er ihn auch mit vollster Hingabe, mit eingehendstem Studium jedes Details sowie der Gesamtwirkung durchführt und dadurch bei jedem halbwegs empfänglichen Zuhörer einen tiefer-schütternden Eindruck hinterläßt. Auch seine Mitglieder boten großenteils hervorragende Leistungen, erwähnt sei besonders Herr Chomel als Engstrand. — Mit einer eigentümlichen, dem hiesigen Publikum ganz fremden Kunstgattung, machte uns die Truppe des Herrn Tanase vertraut. Das Stück Ce naste din piscă von Solomonescu und Radulescu ist im wesentlichen eine politische, wirtschaftlich, kulturelle Satire auf reichsrumänische Zustände, die die leitenden Männer, für uns sehr überraschend, in unberüllter und unzweideutiger Karikatur dem Zuschauer kühn vor die Augen stellt. Sie hat keinerlei geschlossene Handlung, sondern ist nur eine Aneinanderreihung allegorischer Szenen, in

denen allerhand symbolische Tiergestalten, ferner der Leu, die Valuta, die Diplomatie etc. auftreten, unterbrochen durch meist mehr oder weniger gewagte Ballett- und Couplet-Nummern, deren Klänge ältern Wienern sehr vertraut sind. Besonders gelungen war ein von dem Direktor C. Tanase gesungenes Couplet, das die Wahlabsinenten verspottet. Beim Verlassen dieser eigentümlichen Produktion fragt man sich unwillkürlich, ob es wohl von Nutzen sei, so öffentlich darzutun, daß alle Politik eine Farce ist.

Das bedeutendste Ereignis des Musiklebens war die nach jahrelangen Bemühungen endlich gelungene Gründung eines Symphonieorchesters, das am 5. Dezember zum erstenmal unter der Leitung des Professors J. Krämer vor die Öffentlichkeit trat, u. zw. mit folgendem schönem Programm: Brahms akademische Festouvertüre, Mozarts F-Dur-Symphonie, Schuberts unvollendete, Wagners Vorspiel zu den Meistersingern. Besonders gelang die Schubertsche unvollendete. Wagners Vorspiel wurde in einem etwas zu langsamen Tempo begonnen, was aber immer noch weniger stört, als wenn es — wie in Wien gewöhnlich — zu schnell gespielt wird. Hier und da machte sich die zu geringe Geschultheit der Bläser geltend und im 1. Satz der Mozartschen Symphonie happerte es mit dem Takt. Aber im ganzen war es doch eine sehr genügende Aufführung und die kleinen Mängel werden gewiß in Zukunft bei erstem Willen verschwinden. — Beethovens 150. Geburtstag wurde vom „Verein zur Förderung der Tonkunst in der Bukowina“ in zwei Konzerten gefeiert, einem Kammermusikabend, der in einer Aufführung des herrlichen Septetts gipfelte und einem Symphoniekonzert, ausgeführt vom Vereins- und Theaterorchester, das — auch nicht ohne mancherlei kleine Unvollkommenheiten — die 5. Symphonie, die 3. Leonoren-Ouvertüre, das Es-Dur-Klavierkonzert und die von Herrn Schlüter meisterhaft ausgeführte Romanze in F-Dur brachte. H. Schlüter spielt auch die Primgeige in dem mit den Herren Lerchenfeld, Dr. Wachtel, Duzinkewicz zusammengesetzten Quartett, dem der genannte Beethovenkammerabend zu danken ist und das auch bei einigen anderen Veranstaltungen klassische Kammermusik in muster-giltiger Weise vorführte.

Vereine

Einiges über Schäßburger Veranstaltungen. Wir haben wieder ein Halbjahr hinter uns, das an Veranstaltungen vielleicht überreich war. Die Folge davon war, daß die Darbietungen nicht immer ganz geglättet und ausgereift waren, und daß der Zuschauerraum gewöhnlich dann bedenkliche Lücken aufwies, wenn die Vorführungen ein volles Haus verdient hätten. Bei uns gilt der Prophet gewöhnlich eher etwas zu viel als zu wenig im Vaterland. Der Schäßburger ist eben etwas vorsichtig und zu oft schon durch sogenannte Künstler hereingelegt worden, um sich nicht seine Veranstaltungen auszusuchen. Außerdem aber ist die kunstverständige Mittelschicht so verarmt, daß sie erst recht sehr wählerisch sein muß. Professoren und Lehrer sind auf Wällen und bei sonstigen kostspieligen Veranstaltungen schon längst auffallend seltene Erscheinungen. Wie gesagt also, es gab eher zu viele als zu wenige Veranstaltungen. So ist es verständlich, daß Professor Hans Tobie in einem Leitartikel des „Großfötkler Boten“ ganz energisch eine Sammlung der Kräfte und der Vereine fordert. Tobie greift dabei einen Gedanken auf, den wir schon früher in einem besonderen Falle durchzuführen bestrebt waren, in der Zusammenfassung aller Jugendvereinigungen (Jugendbund, Bruder- und Schwesternschaft usw.) in einem allgemeinen Siebenb.-sächsischen Jugendbund. Wie letztere Neuerweckung des Jugendbundes ermöglicht werden muß, wird auch der allgemeineren Sammlungsgedanken Tobies bei uns — aber auch sonst, vor allem in kleineren Städten — Beachtung finden müssen.

Ich will meinen Bericht mit einigen Worten über unser Vortragswesen beginnen. Es ist klar, daß hier der Zuhörerkreis immer am kleinsten sein wird. Auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Arbeit durch Vorträge war der „Literarische Verein“ führend, der wieder eine ganze Reihe von Fragen — bald der Gegenwart, bald zeitloser Art — behandelte. An die Vorträge schloß sich gewöhnlich eine Aussprache an, die das Interesse für den behandelten Stoff noch mehr vertiefte. Diese Art des Vortragswesens darf auf Heimischwerdung hoffen. Es sprachen u. a. Prof. C. Jhl über „Neuere deutsche Literatur“, Fr. C. Guist über „Die Engel'sche Sprachmethode“,

Dr. A. Klein über „Den Bärensee in Szobáta“, Dr. R. Hoch über das Thema: „Etwas über das Befassen mit Geschichte“, Dr. H. Brandisch über „Jugendfürsorgefragen“ und A. Pomarius über die „Philosophie Schopenhauers“.

Besonders bewährt haben sich auch die intimeren Vortragsabende, an denen vor allem jüngere Damen eigene Arbeiten über literarische Themen vorlasen. Erwähnt sei auch der gutbesuchte und mit reichem Beifall aufgenommene Vortragsabend von Fr. Xaver Rappus.

Theateraufführungen wurden veranstaltet durch die Bauerische Gesellschaft, die freilich wieder vor allem die Operette bei Klavierbegleitung pfliegte, und einige Vereine. So brachten derneugegründete „Mädchenbund“ (Leiterin: Frau Olah), „Die Kleinstädter“, die Frauenvereine (Vorsteherinnen: Fr. Teutsch und Fr. Bacon), „Die Geschwister“ von Goethe und den „Juristentag“ — die Leitung lag vor allem in den Händen von Fr. M. Leonhardt —, der Chlamidatencötus den „Zerbrochenen Krug“, die vortädtische Jugend (Leiter: H. Roth) den „Leicht“ auf die Bühne. Alle Aufführungen fanden vor vollbesetztem Hause statt und fanden warmen Beifall.

Bei den musikalischen Veranstaltungen trug den Löwenanteil der Schäßburger Musikverein davon, an dessen Spitze nach dem Weggang Dr. Stenzels und dem Tode Dr. Theilmanns, zweier Männer, die sich besonders auch um das musikalische Leben in Schäßburg ganz hervorragende Verdienste erworben haben, Hr. Balthes steht. Die musikalische Leitung führte Musikdirektor Fleischer mit bekanntem Geschick und traditionellem Erfolg. Das Musikvereinskonzert am 9. November, das u. a. die „Altniederländischen Volkslieder“ und die „Landerkennung“ brachte, aber auch dem Frauenchor und dem Orchester Gelegenheit bot, ihr Können zu zeigen, galt mehr der Sammlung der Kräfte. Den Höhepunkt aber stellte das „Beethovenkonzert“ dar, dem ein Vortragsabend über Beethoven (Dr. Balthes) und ein Beethovenfamermusikabend vorausgegangen war. Das Festkonzert brachte uns die schön wiedergegebene VIII. Symphonie des Meisters und ein weniger bekanntes Werk Beethovens „Die Ruinen

von Athen“ (Prolog: Dr. Brandsch, Solisten: Fr. Kasper, R. Schmidt, A. Reinhardt). Besonders stolz sind wir auf unser regames Orchester. Daß auch die Kammermusik bei uns eine schöne Zukunft haben wird, bürgen uns die schönen Leistungen, die wir bisher zu Gehör bekamen (Violine: Fr. R. Müller, Fr. Orendi, Dr. E. Weißkircher, Viola: Dr. Balthes, Cello: Dr. R. Weißkircher. Klavier: G. Fleischer, R. Jacobi, Fr. E. Farkas). Leider fehlen uns die Bläser, ohne die wir in Zukunft doch nicht recht werden auskommen können. Auch das Gymnasium und das Seminar veranstalteten eine besondere Beet-hovenfeier, bei der außer den Schülern Musikdirektor Fleischer, Professor Höhr (Vortrag und Gesang) und Prof. R. Roth (Violine) von reichen Gaben Zeugnis ablegten. Nicht unerwähnt bleibe auch eine gut gelungene Liebertafel des „Männergesangsvereins“ (Vorstand: M. U. Ziteli, Chormeister: R. J. Theil).

Besondere Konzerte gaben außer der heimischen Sängerin J. Balthes im abgelaufenen Halbjahr u. a.: S. und E. Honigberger, Malcher und Andrá - v. Redves (am Vortragstisch: G. Andrá). Ich begnüge mich damit, diese Namen, die schon alles sagen, zu nennen. Wir sind all diesen Künstlern und Künstlerinnen dafür dankbar, daß sie sich bis zu uns gewagt haben. Wenn der Besuch ihrer Konzerte oft zu wünschen übrig ließ, so lag es an der Geldknappheit bei der kunstliebenden Mittelschicht und an Arrangiermängeln, die nur behoben werden können, wenn sich der „Musikverein“ grundsätzlich in jedem Falle dieser Frage annimmt, wie es der „literarische Verein“ anlässlich des gelungenen „Kappus“-Abend erfolgreich versucht hat. Es ist deshalb immer geraten, bei geplanten Konzerten sich an die heimischen Vereine zu wenden, die selbstverständlich gerne eine Vermittlerrolle spielen werden. Hingewiesen sei weiterhin auf den schönen Blumentag der Frauenvereine, auf das „Strandfest“ des Literarischen Vereins, das sicher gut gelungen wäre, wenn der Schäßburger aus der Sommerfrische im Monat August in die Stadt hereingebracht werden

könnte. Die Kaiser Sängerschaft des Musikvereins, die den Zusammenhang zwischen Stadt und Land fester zu gestalten geholfen, die Wanderveranstaltungen des Landwirtschaftlichen Bezirksvereines (z. B. in Großalisch), die nicht nur landwirtschaftliche Fragen zur Erörterung bringen, und das Wettturnen des Männer-Turnvereins, das sehr anerkennungswerte Leistungen aufwies.

Auch einen neuen Verein muß ich erwähnen, der wieder zum Leben erwacht ist, den Schäßburger Jugendbund. Hoffentlich gelingt es ihm unter seiner neuen Leitung (Prof. H. Tobie) möglichst viele segensreiche Arbeit zu leisten.

Der „Frauenfortbildungsverein“ feierte 1920 das Fest seines 25-jährigen Bestehens. Anlässlich der Feier hielt Frau H. Schafer den tiefgründigen Festvortrag.

Auch zwei Fortbildungskurse fanden in den Mauern unserer Stadt statt. Den Fortbildungskurs für Mittel- und Bürgerschullehrer aus Darstellender Geometrie und Freihandzeichnen hielt Prof. G. Donath. Auch für Volksschullehrer wurde nach Weihnachten ein von den Lehrern des Schäßburger und Kepsir Kirchenbezirks sehr zahlreich besuchter Kurs abgehalten, der vor allem der heimischen Geschichte (Direktor Müller) und Geographie (Dr. Klein) galt. Daneben sprachen in mehreren Stunden Dr. H. Brandsch über „Methodik des Geometrieunterrichts“, G. Schotisch und E. Jhl über „Deutschkunde“ und R. Roth über „Kathodenstrahlen“. Den äußern Erfolg ihres Schaffens in Schäßburg bewiesen in Bilderausstellungen Fr. Trude Schulleruz und Herr Hans Hermann. Man freute sich nicht nur darüber, daß Schäßburg dem Künstlerauge so manches bietet, sondern auch über die stimmungsvollen Bilder, die uns die Künstler vorgezaubert. Viele von den Bildern haben wir auch für uns behalten dürfen.

Zum Schlusse sei auch die Einrichtung eines „Heimatzmuseum“ erwähnt. Das Hauptverdienst um diese völkische Kulturleistung gebührt Herrn Dr. Bacon. H. B.

Mitteilungen der Schriftleitung

Druckfehlerberichtigung. Im Artikel „Ostdeutsche Wissenschaft“ (1. Jan.-Heft, 1921)

soll es statt Dr. Rudolf Späc richtig heißen: Dr. Rudolf Spef.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Richard Esatt, Hermannstadt. — Anschrift der Schriftleitung: Hermannstadt, Sporergergasse 3, I. Stock — Druck und Verlag von W. Krafft, Hermannstadt. — Zensuriert: durch Cenzura Sibiu.

Ostlandjahrbuch

1921

Preis Lei 16.—



Tagepost: . . . Die Erzählungen sind talentvolle kleine Sachen . . . Die Auswahl der Gedichte enthält ausnahmslos Schönes . . .

Schwäbische Volkspresse: . . . Alles in Allem also ein Werkchen, daran jeder genussfähige Mensch seine Freude haben kann. ::

Künstlerkalender

1921

Preis Lei 20.—

BCU Cluj Centre University Library



Schwäbische Volkspresse: . . . Wer diesen Kalender um den billigen Preis . . . erwirbt, hat ein Jahr lang liebe Freunde im Haus: :: sächsische Künstler . . . ::

Adeverul literar și artistic: . . . Herr Krafft publiziert einen Künstlerkalender für 1921 mit hervorragenden Reproduktionen . . . , der jeden Inselalmanach übertrifft. ::

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt vom

Verlag W. Krafft, Hermannstadt